

J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Schulfarm Insel Scharfenberg

AUTOBIOGRAPHISCHE TEXTE

Hrsg. und eingeleitet von Dietmar Haubfleisch | Paderborn | 2026

Einleitung

Der Kunsthistoriker Josef Adolf Schmoll gen. Eisenwerth (1915-2010) gilt als „Zentralgestalt der deutschen Kunst- und Architekturgeschichte“¹. Von 1927 bis zu seinem Abitur im Jahre 1934 war er Schüler des im Norden Berlins gelegenen städtischen Jungeninternats Schulfarm Insel Scharfenberg. Gegründet 1922, war diese eine der bedeutendsten öffentlichen Reformschulen der Weimarer Republik.²

Auf Scharfenberg ging es nicht um Drill und Wissensvermittlung, sondern vor allem um „Erziehung und Bildung mit Kopf, Herz und Hand“ sowie um „Selbstverantwortlichkeit“ durch Entfaltung der Persönlichkeit und „Erziehung zur Gemeinschaft“. Der Gründer und damalige Leiter der Schule, Wilhelm Blume (1884-1970), war davon überzeugt, dass nicht die Spezialisierung auf ein Gebiet, auf eine Wissenschaft, im Vordergrund intellektueller Entwicklung zu stehen habe. Vielmehr vertrat er die Ansicht, dass es so etwas wie eine *universitas litterarum* gebe, der sich jeder von einem individuellen Zentrum – von einer eigenen Neigung, einem persönlichen Steckenpferd – her, nähern solle. Um diese Mitte würden sich weitere Wissens- und Erfahrungselemente sukzessive anlagern und sich zu einer umfassenden Weltanschauung formen. So überrascht es nicht, dass Schmoll sich nach seiner Schulzeit bevorzugt mit grenzüberschreitenden Themen befasst, die neue Perspektiven eröffnen sollten: Stilpluralismus, Malerei und Fotografie, Fotografie als Kunst und viele andere mehr. Zahlreiche in seinem Nachlass erhaltene Schülerarbeiten – Texte, Malereien, Zeichnungen, Holz- und Linolschnitte oder Fotografien – zeigen zudem, dass er früh das genaue Hinsehen übt und künstlerisch zu experimentieren beginnt.

Persönlichkeitsbildung beinhaltete auf Scharfenberg auch das Erlernen von kritischem, freiem Denken sowie die Fähigkeit, Haltung und Rückgrat bewahren zu können. Wichtiges Ziel Blumes war es, den ihm Anempfohlenen den „aufrechten Gang“ (Ernst Bloch) zu lehren.

Abbildung auf der Titelseite: J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Selbstporträt, 1933 (Nachlass J. A. Schmoll gen. Eisenwerth im Besitz des Autors).

¹ Dieter Bartetzko: Kunstretter. Zum Tode von Joseph Adolf Schmoll gen. Eisenwerth. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31.12.2010.

² Zur Geschichte der Schulfarm Insel Scharfenberg grundlegend: Dietmar Haubfleisch: Schulfarm Insel Scharfenberg. Mikroanalyse der reformpädagogischen Unterrichts- und Erziehungsrealität einer demokratischen Versuchsschule im Berlin der Weimarer Republik. 2 Bände. Frankfurt am Main [u.a.] 2001 (Studien zur Bildungsreform, 40).

Schmoll entstammt einer recht illustren, kunstsinnigen und überaus erfolgreichen Familie, in der sich seit jeher „phantasievolle Künstler und tatkräftige Ingenieure die Waage“³ hielten. Schmolls Großvater Anton Adolph Schmoll gen. Eisenwerth (1834-1918) war ein bekannter Wasserbauingenieur und Brückenkonstrukteur. Sein Vater Adolf (Josef Adolf) Schmoll gen. Eisenwerth (1877-1914) war ebenfalls Ingenieur und darüber hinaus künstlerisch begabt.⁴ Zu den fünf Geschwistern seines Vaters zählen der Maler und Grafiker Karl Schmoll von Eisenwerth (1879-1948), der Architekt Gustav Schmoll gen. Eisenwerth (1881-1916) sowie der Maler, Grafiker, Bildhauer und Innenarchitekt Fritz Schmoll gen. Eisenwerth (1883-1963).

J. A. Schmoll gen. Eisenwerth hat sich in mehreren für die Veröffentlichung vorgesehenen Gesprächen und Interviews ausführlich über seine familiären Wurzeln und die Bedeutung der Familie sowie über den Stellenwert der Schulfarm Insel Scharfenberg für seine intellektuelle und kulturelle Entwicklung geäußert.⁵

³ Dieter Bartetzko: Kunstretter. Zum Tode von Joseph Adolf Schmoll gen. Eisenwerth. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31.12.2010.

⁴ Dietmar Haubfleisch: Adolf Schmoll gen. Eisenwerth (1877-1914). Eine biografische Skizze. Paderborn 2026: <https://doi.org/10.17619/UNIPB/1-2540>.

⁵ Auch andere ehemalige Schüler der Schulfarm Insel Scharfenberg in der Zeit der Weimarer Republik veröffentlichten Texte, die die Bedeutung ihrer Schulzeit für ihre Entwicklung eindrücklich dokumentieren. S. so: Martin Grotjahn: My favorite Patient. The Memoirs of a Psychoanalyst. Frankfurt am Main [u.a.] 1987 (Psychologie und Humanwissenschaften, 2), hier bes. die Kap. ‚The Island of my Destiny‘ (S. 19-22) und ‚An Obituary‘ (S. 300-302). Martin Grotjahn (1904-1990) war von 1922 bis 1924 einer der ersten Schüler und Abiturienten auf Scharfenberg. Er emigrierte in die USA und wurde ein bedeutender Psychoanalytiker. – Carl Rathjens: Wege eines Geographen. Aus dem Nachlaß hrsg. von Wolfgang Müller. Mit einem Nachwort von Dietrich Fliedner. St. Ingbert 1977 (Annales Universitatis Saraviensis, 10), bes. S. 31-45. Carl Rathjens (1914-1994) war von 1927 bis 1932 Scharfenberger Schüler und wurde ein bedeutender Geograph. – Siehe vor allem mehrere Veröffentlichungen von Heinrich Scheel (1915-1996), Schüler auf Scharfenberg von 1929 bis 1934 (gemeinsames Abitur mit J. A. Schmoll gen. Eisenwerth), Mitglied in der Widerstandsgruppe ‚Rote Kapelle‘, Lehrer (auch auf der Schulfarm Insel Scharfenberg) und ein bedeutender Historiker und Wissenschaftsfunktionär in der DDR, insbesondere: Heinrich Scheel: Schulfarm Insel Scharfenberg. In: Sinn und Form. Beiträge zur Literatur. Jg. 41 (1989), S. 470-498; ders.: Schulfarm Insel Scharfenberg. Berlin (DDR) 1990 (Wortmeldungen, 3); ders.: Vor den Schranken des Reichskriegsgerichts. Mein Weg in den Widerstand. Berlin 1993, hier bes. S. 37-123.

Zu nennen sind hier vor allem:

1. der im Frühsommer 1988 verfasste Beitrag ‚Frühe Wege zur Kunstgeschichte‘, der 1990 in dem von Maria Sitt herausgegebenen Band ‚Kunsthistoriker in eigener Sache‘ erschien⁶,
2. das Gespräch, das Dorothee Gelderblom mit Schmoll am 3. Juli 1988 in Bielefeld führte und das in gekürzter Form 1991 in dem Band ‚Rollenbilder im Nationalsozialismus – Umgang mit dem Erbe‘ veröffentlicht wurde⁷,
3. das Interview, das Anna Auer mit Schmoll am 28. November 2000 im Münchner Stadtmuseum führte und unter dem Titel ‚Stilpluralismus in Vergangenheit und Gegenwart‘ in dem von ihr 2001 herausgegebenen Band ‚Fotografie im Gespräch‘ veröffentlichte⁸,
4. schließlich das Gespräch, das Monika Bugs mit Schmoll am 8. Februar, am 30. April und am 1. Mai 2002 in der Technischen Universität München führte und 2002 veröffentlichte⁹.

⁶ J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Frühe Wege zur Kunstgeschichte. In: Kunsthistoriker in eigener Sache. Zehn autobiographische Skizzen. Hrsg. von Martina Sitt. Berlin 1990, S. 274-298.

⁷ J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Ein Gespräch mit Dorothee Gelderblom, Bielefeld 3. Juli 1988. In: Rollenbilder im Nationalsozialismus – Umgang mit dem Erbe. [Ausstellung der Projektgruppe ‚Arbeitsgemeinschaft für Struktur und Didaktik des Kunstmuseums‘, Kunsthistorisches Institut der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn]. Hrsg. von Stefanie Poley. Bad Honnef 1991, S. 382-389. – Es handelt sich um eine (auch die Schulfarm Insel Scharfenberg betreffend) gekürzte Fassung des Gesprächs. Eine maschinenschriftliche Transkription des ganzen Gesprächs findet sich im Nachlass J. A. Schmoll gen. Eisenwerth.

⁸ Stilpluralismus in Vergangenheit und Gegenwart. [Interview Anna Auer mit J. A. Schmoll gen. Eisenwerth am 28.11.2000 im Münchener Stadtmuseum, unter Verwendung von Ausschnitten eines unveröffentlichten Interviews von Hannelore Huber mit J. A. Schmoll gen. Eisenwerth am 27.06.1989 in Salzburg zur ‚subjektiven fotografie‘]. In: Anna Auer: Fotografie im Gespräch. Passau 2001, S. 239-271.

⁹ J. A. Schmoll gen. Eisenwerth im Gespräch mit Monika Bugs [am 08.02., 30.04 und 01.05.2002]. Saarbrücken 2003 (Interview, 11). – Online: <https://doi.org/10.17619/UNIPB/1-2463>.

In Schmolls reichem Nachlass finden sich darüber hinaus drei bisher unveröffentlichte autobiographische Texte, die mehr als ein dreiviertel Jahrhundert umspannen. Sie sind sehr gut geeignet, das bisherige Wissen über Schmoll zu erweitern und zu vertiefen. Zudem stellen sie wichtige Quellen zum Verständnis der Schulfarm Insel Scharfenberg in den letzten Jahren der Weimarer Republik dar.

1. Der älteste Text, ohne Titel, ist ein knapp 17 Seiten umfassender handgeschriebener Aufsatz. Er befindet sich in einem ca. 16 cm breiten und 21 cm hohen, linienlosen Schulheft. Am Ende des Aufsatzes hat der Autor nachträglich handschriftlich ergänzt: „etwa 14jährig“. Demnach ist der Text 1929, zwei Jahre, nachdem Schmoll Schüler der Schulfarm geworden war, verfasst worden.
2. Bei dem zweiten Text handelt es sich um den ‚Bildungsgang‘, den Schmoll als Teil seiner Reifeprüfung 1934 auf Scharfenberg am 1. Dezember 1933, 18jährig, erstellte. Der handschriftliche Text umfasst 36 Seiten auf 9 Doppelblättern, das Blatt 20,5 cm breit und 29,5 cm hoch. Es ist jeweils nur die rechte Seitenhälfte beschrieben; die linke Seite sollte wohl für Korrekturen frei bleiben, die jedoch nicht vorhanden sind.¹⁰
3. Der dritte Text schließlich ist eine inklusive Anmerkungen 18 Seiten umfassende maschinenschriftliche Fassung des Vortrags ‚Erinnerungen an die Berliner Museumsinsel (1925-1946)‘, den Schmoll am 24. Oktober 2002 – gut 87jährig, – in der Rotunde des Alten Museums auf der Berliner Museumsinsel im Rahmen einer über mehrere Jahre laufenden Vortragsreihe ‚Insel Perspektiven‘ der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz gehalten hat.

Neben dem Vortragsmanuskript finden sich im Nachlass Schmoll auch die Korrespondenz zwischen dem Vortragenden und der Generaldirektion der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, ein gedruckter Flyer, aus dem hervorgeht, dass der Vortrag von Peter-Klaus Schuster, seinerzeit Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin, eingeleitet worden war sowie ein Bericht

¹⁰ Es handelt sich um die handschriftliche Endfassung. Zusätzlich zu dieser ist im Nachlass J. A. Schmoll gen. Eisenwerth auch eine handschriftliche Vorfassung vorhanden. – Im Landesarchiv Berlin: Rep. 140: Schulen, Acc. 4573: Schulfarm Insel Scharfenberg befinden sich weitere ‚Bildungsgänge‘ Scharfenberger Abiturienten. Der Bildungsgang von Erwin Witt (1914-....), Schüler auf Scharfenberg von 1928 bis 1934, ist veröffentlicht in: Dietmar Haubfleisch: „Schülerarbeiten“ als Quelle zur Erschließung der reformpädagogischen Unterrichts- und Erziehungsrealität der Schulfarm Insel Scharfenberg (Berlin) in der Weimarer Republik. In: *Paedagogica Historica. International Journal of the History of Education*. Jg. 31 (1995), Heft 1, S. 151-180; Online (lizenzpflichtig): <https://doi.org/10.1080/0030923950310108>, ohne Abb. (lizenzfrei) auch: <https://archiv.ub.uni-marburg.de/sonst/1999/0002/welcome.html>, hier S. 172-180.

über den Vortrag aus der Berliner Zeitung vom 26.10.2002 unter dem Titel ‚Rückkehr eines Berliners‘. Interessant ist, dass sich bei diesen Unterlagen auch eine von Schmoll gezeichnete Skizze der Museumsinsel (Beispiel für seine visuelle Annäherung an das Vortragsthema) sowie zahlreiche Zeitungsausschnitte der Jahre 1932 bis 1934 befinden. Diese enthalten vor allem Beiträge zu Ausstellungen und anderen kulturellen Ereignissen in Berlin, die Schmoll einst als Schüler gesammelt und in seiner Funktion als ‚Kulturberichterstatter‘ der Scharfenberger Schulgemeinschaft als wertvolle Informationsbasis – und schließlich Erinnerungshilfe für seinen Vortrag 2002 – genutzt hat.

Der erwähnten Korrespondenz ist zu entnehmen, dass Schmoll die maschinenschriftliche Fassung seines Vortrages auf Basis des „zum Teil handschriftlichen Manuskript[s]“ erst Anfang 2003 erstellt hat, weil der Vortrag im Jahrbuch der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz veröffentlicht werden sollte. Warum diese zugesagte Publikation dann doch nicht erfolgte, erschließt sich leider nicht.

Die drei Texte werden im Folgenden zugänglich gemacht. Sie wurden mit leichten redaktionellen Änderungen versehen und durch wenige Abbildungen¹¹ angereichert.

Die folgenden Informationen mögen das Verstehen der Dokumente erleichtern:

Der Vater von J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, Adolf (Josef Adolf) Schmoll gen Eisenwerth, und seine Mutter, Eva Maria Anna (Eva) Dietmar (1888-1979) – Tochter des Kaufmanns und Bankbeamten Alexander Dietmar (1853-1928 in Berlin) und dessen Frau Angela, geb. Laska – hatten sich in Berlin kennengelernt und 1910 geheiratet. Sie zogen nach Darmstadt, wo 1912 ihr erster Sohn, Karl Bernhard (Bernd) (1912-1994), geboren wurde. Gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs am 1. August 1914 wurde Schmoll eingezogen. Bereits am 24. August 1914 fiel er an der Vogesenfront bei Celles sur Plaine.¹² Zu diesem Zeitpunkt war seine Frau zum zweiten Mal schwanger. Knapp sechs Monate nach dem Tod ihres Mannes, am 16. Februar 1915, wurde ihr zweiter Sohn geboren. Er erhielt den Namen seines Vaters: Josef Adolf.

¹¹ Alle im Nachlass J. A. Schmoll gen. Eisenwerth.

¹² J. A. Schmoll gen. Eisenwerth im Gespräch mit Monika Bugs [am 08.02., 30.04 und 01.05.2002]. Saarbrücken 2003 (Interview, 11). – Online: <https://doi.org/10.17619/UNIPB/1-2463>.

Mit den beiden Söhnen zog Eva Schmoll gen. Eisenwerth nach Berlin zurück,¹³ wo ihre Eltern in einem Haus mit großem Garten in Lichterfelde wohnten und ihre alleinerziehende Tochter, die keinerlei staatliche Hilfe erhielt, unterstützten. 1916 ließen sich die Eltern in Görlitz nieder. Ein Jahr später folgten ihnen Eva Schmoll gen. Eisenwerth mit ihren Söhnen, um bis 1920 in einem gemieteten Objekt in der Nähe ihrer Eltern zu bleiben.

Am 7. Mai 1920 heiratete Eva Schmoll gen. Eisenwerth den Philologen und Bibliothekar Dr. Hans-Joachim Homann (* 18. Februar 1893 in Stettin; † 12. Juni 1926 in Berlin). Neuer Lebensmittelpunkt der Familie wurde eine weiträumige Wohnung mit großem Garten im Alt-Westender Villenviertel im Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf.



Hans-Joachim und Eva Homann mit Bernd (links) und Josef Adolf Schmoll gen. Eisenwerth (Bildmitte), Weihnachten 1922.

rente konnte, trotz kontinuierlicher

Homann hatte Deutsch, Philosophie und Geschichte studiert. Vom 8. November 1917 bis 30. April 1919 war er als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Bibliothek der Auskunftsstelle für Schulwesen in Berlin tätig und wurde am 15. Juli 1919 an der Philosophischen Fakultät der Universität in Greifswald mit der Abhandlung „Die Methode der Kritik der älteren Romantiker“ promoviert.

Ab 1. Oktober 1919 bekleidete er die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfsarbeiters an der (von Dr. Erwin Ackerknecht geleiteten) Stadtbibliothek in Stettin. Am 1. April 1920 erhielt er eine Dauerstelle an der Stadtbücherei Berlin-Charlottenburg, die von Prof. Dr. Gottlieb Fritz (1873-1934) geleitete wurde; 1924 wurde Homann dessen Stellvertreter. Zwischen 1923 und 1926 gaben Fritz und Homann gemeinsam die Zeitschrift „Bücherei und Bildungspflege“ heraus (Jg. 3 (1923) bis 6 (1926)). Zum 19. Mai 1926 wurde Homann auf Lebenszeit verbeamtet. Am 12. Juni 1926 beging er Selbstmord.

Das Leben der Familie Schmoll nahm damit eine neue Wendung. Mit der kleinen Witwenrente konnte, trotz kontinuierlicher Unterstützung durch die Eltern, die große

¹³ Zum 15.09.1914 Abmeldung aus Mannheim: MARCHIVUM. Mannheims Archiv, Haus der Stadtgeschichte und Erinnerung: Meldekarteien [1 und 2] Dr. Josef Adolf Schmoll gen. Eisenwerth: Anmeldung: 19.08.1910; Abmeldung [der Witwe]: 15.09.1914 nach Berlin.

Wohnung nicht gehalten werden. Am 1. Oktober erfolgte der Umzug in eine kleinere und günstigere Mietwohnung in Charlottenburg.

Gottlieb Fritz war ein Reformgeist. Er war einer der führenden Köpfe der Bücherhallenbewegung und engagierte sich zudem auch auf dem Gebiet der Schulreform.¹⁴ Als im Frühjahr 1922 die Schulfarm Insel Scharfenberg gegründet wurde, wurde sein Sohn Arnold (1907-1991) einer ihrer der ersten Schüler und 1926 einer der ersten Abiturienten.

Es war Fritz, der Homann auf die Schulfarm aufmerksam gemacht hatte. Ihm ist es mit-hin zu verdanken, dass Bernd Schmoll gen. Eisenwerth von 1926 bis zu seinem Abitur 1932 und J. A. Schmoll gen. Eisenwerth von 1927 bis zu seinem Abitur 1934 dort zur Schule gingen und in ihrem Geist geprägt wurden.

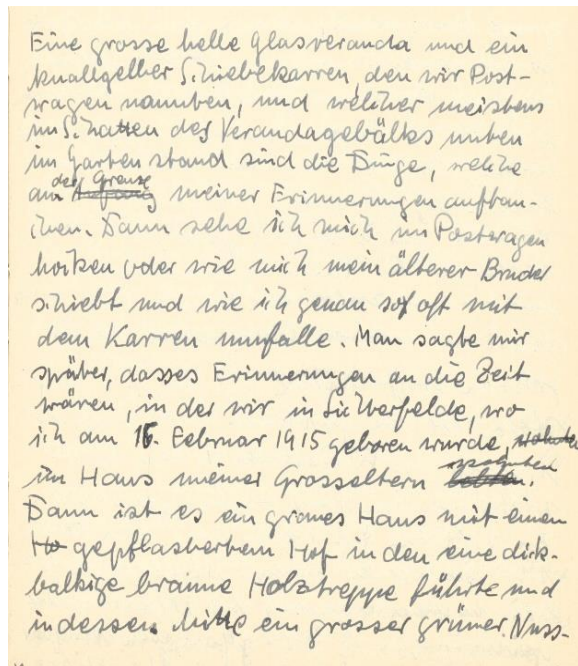


Bernd (links) und Josef Adolf Schmoll gen. Eisenwerth, um 1926-1928, vmtl. 1927. Fotograf: Hans Jacken, Bielefeld, Schwager von Eva Schmoll gen. Eisenwerth.

¹⁴ Dietmar Haubfleisch: Schulfarm Insel Scharfenberg. Mikroanalyse der reformpädagogischen Unterrichts- und Erziehungsrealität einer demokratischen Versuchsschule im Berlin der Weimarer Republik. 2 Bde., Frankfurt am Main [u.a.] 2001, bes. S. 334-336.

J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: [Autobiographisches, 1929]

Eine grosse helle Glasveranda und ein knallgelber Schiebekarren, den wir Postwagen nannten, und welcher meistens im Schatten des Verandagebälkes unten im Garten stand, sind die Dinge, welche an der Grenze meiner Erinnerungen auftauchen. Dann sehe ich mich im Postwagen hocken oder wie mich mein älterer Bruder schiebt und wie ich genau so oft mit dem Karren umfalle. Man sagte mir später, dass es Erinnerungen an die Zeit wären, in der wir in Lichterfelde, wo ich am 16. Februar 1915 geboren wurde, im



Eine grosse helle Glasveranda und ein knallgelber Schiebekarren, den wir Postwagen nannten, und welcher meistens im Schatten des Verandagebälkes unten im Garten stand sind die Dinge, welche an der Grenze meiner Erinnerungen auftauchen. Dann sehe ich mich im Postwagen hocken oder wie mich mein älterer Bruder schiebt und wie ich genau so oft mit dem Karren umfalle. Man sagte mir später, dass es Erinnerungen an die Zeit wären, in der wir in Lichterfelde, wo ich am 16. Februar 1915 geboren wurde, im Haus meiner Grosseltern wohnte. Dann ist es ein graues Haus mit einem gepflasterten Hof, in dem eine dickbalkige braune Holzstiege führte und in dessen Mitte ein grosser grüner Nussbaum stand.

Haus meiner Grosseltern wohnten. Dann ist es ein graues Haus mit einem gepflasterten Hof, in dem eine dickbalkige braune Holzstiege führte und in dessen Mitte ein grosser grüner Nussbaum stand, an welches ich mich besser erinnern kann. Damals war mir auch schon der Name der Stadt, in welcher dieses graue Haus stand [...], 'Görlitz' geläufig. In jenem Hause und in jener kleinen schlesischen Stadt hatte ich meine ersten Erlebnisse, die auf mich solchen Eindruck machten, dass ich sie behielt. Ich erinnere mich deutlich, fast jeden Nachmittag an der Hand meines Bruders mit vorgeschobenem Bauch und unter dem Arm meinen Waldmann, einen grossen Stoffdackel, auf den ich

sehr stolz war, den gewohnten Gang durch die Strassen der Kleinstadt zu dem nicht weitliegenden Haus meiner Grosseltern zu trottern. Auf diesem Wege nun kamen wir immer an einem Stadtlokal vorbei, in dem damals die Offiziere der griechischen Kriegsgefangenen einquartiert waren. Sonntags durften diese gefangenen Offiziere ihre Stuben verlassen und so standen sie in Gruppen raunend und fremdartig schwätzend vor dem grossen Eingang des Restaurants. Einmal nun, als mein Bruder wieder mit mir dort vorbeikam, stürzte ein Offizier auf mich zu, fasste mich und hob mich hoch in die Luft, wobei er, zum Vergnügen der Zuschauenden, seltsam lachte. Dies Erlebnis endete mit einem breiten Kusse in mein tränenfeuchtes Gesicht und dem zurechtgestümpertem deutschen Lob auf meine weissblonden Haare, die ich pagenkopfformig geschnitten trug. Ich hatte danach mächtige Angst vor den Griechen [...]. Viel Freude hatte ich an den Kahnfahrten, die uns die Neisse heraufführten, doch das grösste Vergnügen, welches ich aber zu erst mit Herzklopfen betrachtete, war der Sturz eines Freundes meiner Mutter ins kalte Wasser, als der den Kahn von einer Sandbank abstossen wollte. Meine Mutter packte ihn an den Ohren und half ihm so aus dem Wasser, während ich mich köstlich über den Vorfall und den verschlammten, nassen Anzug des Onkels freute. Die Sache war aber eigentlich schlimmer, als ich sie ansah, da der Onkel schwer herzleidend war und kein kaltes Wasser vertrug. Derselbe Herr war es, mit dem sich meine Mutter einige Zeit später [am 7. Mai 1920] verheiratete. Ich weiss nicht, wie ich meinen ersten weissen

Matrosenanzug bekam und wie vor unserem grauen Haus die blanke Hochzeitskutsche vorrollte und der Onkel mit einem Zylinder auf dem grossen bebrillten Kopf nicht ohne an den Türrahmen des Wagens anzustossen, einstieg und wir beide meiner Mutter und ihm folgten. Ich werde auch nie die Fahrt in die Kirche vergessen, während der wir Brüder dem neuen Familienvater zu seinem Ärger und unserer Angst, wegen der Engigkeit der Kutsche, auf die Lackschuhe traten und während der uns meine Mutter Hinweise über das Verhalten beim kirchlichen Akt gab und uns vor allem fast unter Tränen bat, von jetzt ab zu diesem Herrn ‚Papa‘ zu sagen. Dies nun konnte ich überhaupt nicht begreifen und im Gegenteil, statt ihn ‚Papa‘ zu nennen, nannten wir ihn Onkel wie vordem, und da er Jochen mit Vornamen hiess, Onkel Knochen. Damals erst kam mir in den Kopf, dass andere Kinder ihren Vater schon lange hatten, ja ich erinnerte mich, wie mir meine Mutter auch einst erzählt hatte, dass mein eigentlicher Vater (ein Ingenieur von Beruf) im Weltkrieg als Jägeroffizier in den Vogesen gefallen sei. Ich hatte bis dahin nie erfasst, dass man einen Vater besitzt und nun, da ich wusste, dass mein Vater schon lange tot sei, sträubte ich mich gegen diesen Herrn mit der Brille und dem Zylinder, der Dr. genannt wurde, da er mir wie ein falscher und mangelhafter Ersatz vorkam. Aber es half nichts und ich bekam diesen neuen Papa öffentlich beim Hochzeitsessen anvertraut. Im selben Jahr noch wurde ich nach Wannsee in ein Kinderheim geschickt und ich blicke nur noch mit Schrecken auf jene Zeit zurück, in der ich Heimweh nach meiner Mutter hatte, schlechtes Essen bekam, und in eine schlimme Gesellschaft von gemeinen Kindern geriet, von denen ich mich jeden Tag mit Freuden getrennt hätte. Endlich aber kam die Erlösung, da meine Eltern eine Wohnung in Berlin gefunden, wo mein Vater an der Charlottenburger Bibliothek arbeitete und mich nun abholte. Jetzt begann für mich eine bessere Zeit, an die ich gerne denke. Wir hatten im Westend in einer alten Villa 5 Zimmer und einen Garten gemietet und hielten uns dort zu meiner grössten Freude einen gelben Kolly. Dieser Hund war mein liebster Kamerad und ich warf ihm als Spielzeug verachtend den Stoffdackel zu, den ich vorher nie hergegeben hätte. Ich tobte mich in unserem Garten nach allen Richtungen, die ein Junge kennt, aus, baute Unterstände und Indianerzelte und fühlte mich in der Räuber-Indianerkluft sehr wohl. Ich lernte sämtliche Indianerstämme und so gar einen Indianerdialekt mit falscher Aussprache auswendig. Aber dieses romantische Leben wurde bald durch die langsam immer mehr Zeit raubende Schule eingestellt und ich widmete mich nun sehr eifrig erst allen und dann nur noch speziell einigen Fächern des Volksschulunterrichts: den Deutsch-, Geographie-, Geschichts- und Naturkunde-Fächern. So brachte ich es in diesen Stunden zu ganz guten Leistungen, die es mir ermöglichten, ohne Hindernisse den gewöhnlichen Lauf durch die Klassen der Volksschule zu schaffen. Als ich im dritten Schuljahr war, kam die Bestimmung heraus, dass zur Umschulung in die Sexta 4 Volksschuljahre nötig seien. Mein Lehrer jedoch gab den Besten unserer Klasse, zu denen auch ich gehörte, Nachhilfeunterricht, durch den es nun noch ermöglicht war, mit 3 Grundschuljahren in die Sexta zu gelangen. Mein Lehrer sagte mir aber damals, dass sich ein solches Überspringen von Jahren meistens später noch räche und das musste ich ihm auch, zwar erst 4 Jahre danach, bestätigen. In der Sexta nahmen meine bevorzugten Gebiete unter Benachteiligung der gehassten wieder ihre gebührende Stellung ein. Mehr als sonst beschäftigte ich mich mit der Natur und vor allen mit den Sternen, da ein Lehrer der Schule abends für Interessierte den Sternhimmel erklärte und ich mir zur Lektüre Bücher

aussuchten, die dieses Gebiet behandelten.¹⁵ Da schon während dieser Zeit der Gedanke und die Frage des späteren Berufs, erst scherzhaft und doch mich schon beschäftigend auftauchte, beschloss ich Astronom zu werden. Ich hatte schon oft an Berufswahl gedacht, so wie man als kleiner Schuljunge daran immer denkt und so hatte ich mit 8 Jahren dieselbe Laufbahn, wie meine Schulfreunde vor mir: entweder Autochauffeur oder der Mann, der die Untergrundbahn begleitet und immer in den fahrenden Zug aufspringt. Aber so fest und bestimmt einen Beruf, wie den des Astronom, zu ergreifen hatten ich und meine Freunde ich noch nie gefasst. Und so war ich mit meiner Laufbahn, die ich vor mir hatte und mit der Bestimmtheit sie durchzuführen, ein Einzelgänger, der sich deswegen immer mehr mit den astronomischen Gebieten beschäftigte. Als ich in der Quinta auf dem Zeugnis im Zeichnen eine gute Nummer sah, kam es mir vor, als sei dies selbstverständlich und ich bekam plötzlich eine Neigung für Zeichnen und Malen, die durch einen modernen Zeichenlehrer, der die Stelle eines alten Pennälerstritzers eingenommen hatte, unterstützt wurde. Und bald brachte ich es zu einer Fertigkeit im Malen, die mir im Zeichenunterricht den besten Platz einbrachten. Dadurch stieg mir ein neuer Beruf in den Kopf: Ich wollte Maler werden. Ich stellte mir jedenfalls vor, als Maler den ganzen Tag zu zeichnen und malen zu dürfen und von niemandem dabei gestört zu werden. In derselben Klasse machte ich die Bekanntschaft von 2 Russenjungen, die in der Revolution aus Moskau vertrieben worden sind. Mit diesen schloss ich enge Freundschaft und wir arbeiteten zusammen kleine ‚Lustspiele‘ aus, wie sie in den Kopf von Quintanern kommen. Diese Stückchen, die Abenteuer eines Berliner Zeitungsverkäufers, den ich dann spielte, behandelten, wie er auf den Mars und in fremde Länder geriet, wurden zum Abschluss des Schulvierteljahrs im Deutschunterricht unter der freundlichen Bewilligung unseres Ordinarius aufgeführt. Mittlerweile war mein Bruder von unserer Schule abgegangen und kam nach Scharfenberg, welches damals gerade 3 Jahre¹⁶ bestand. Als er dort wohnte, besuchte ich ihn öfters und fand die Schule in ihrer Art und Lage so schön und so entsetzlich weit entfernt von den Stadtschulen in Bezug auf das Zusammenleben und Verhältnis der Lehrer zu den Schülern, dass ich nach jedem Besuch weinend nach Hause kam und meine Eltern darum bat, auch mich nach Scharfenberg zu schicken. Aber meine Eltern, mein Stiefvater besonders, sagten, dass einer von uns, also ich, im Hause bleiben sollte. Diese Art des Abschlags fand ich immer grausam, aber ich beruhigte mich jedesmal, da ich erfuhr, dass man erst mit Unterteritäreife dort aufgenommen werden kann. Mein Vater war sonst sehr lieb zu mir und, was ich

¹⁵ In der ca. 6.100 Bände umfassenden „Sammlung J. A. Schmoll gen. Eisenwerth“ in der Universitätsbibliothek Paderborn befinden sich: Carl Betzold und Franz Boll: Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. 2. Aufl. Leipzig [u.a.] 1919 (Aus Natur und Geisteswelt, 638). – Joseph Plassmann: Das Sternenzelt und seine Wunder, die unsere Jugend kennen. Berlin 1924; Digitalisat: Universitätsbibliothek Paderborn, 2019: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47182>. – Heinz A. Strauss: Der astrologische Gedanke in der deutschen Vergangenheit. Mit 93 Abbildungen aus der altdeutschen Buchillustration. München [u.a.] 1926.

¹⁶ Korrekt ist, dass der erste Unterricht auf Scharfenberg am 4. Mai 1922 stattfand.

jetzt erst richtig würdigen kann, versorgte er uns mit guten Büchern, die er als Bibliothekar stets zur Hand hatte. So lernte ich bald den Unterschied zwischen dem ‚Karl May‘, den mir ein Freund lieh und dem ‚Dschungelbuch‘, welches mir mein Vater brachte. Kurz nachdem ich die Quarta erreicht hatte, starb mein Stiefvater [am 12. Juni 1926]. Meine Mutter, die nur eine kleine Begnadigungspension bekam, mit der sie sich und uns nicht ernähren konnte, tauschte die grosse Wohnung im Westend in eine kleine in Charlottenburg um. Aber damit war uns noch nicht geholfen und so entschloss sich meine Mutter einen Beruf zu ergreifen, den sie bald im Hausfrauenverein fand. Da sie jedoch dort den ganzen Tag über arbeiten musste und mich nicht versorgen konnte und da es so mein heissester Wunsch war, so wurde ich mit ‚Untertertiareife‘ nach Scharfenberg geschickt.

Und ich fand Scharfenberg auch so, wie ich mir es vorgestellt hatte, der Unterricht war ein ganz freier gegen den in der Stadt. Und was mich nach dem 1. Jahr manchmal enttäuschte, wurde aufgehoben durch die Erkenntnis, dass man auf Scharfenberg produktiv bis ins Äusserste sein kann, in eine Richtung, die auf anderen Schulen, wenn das Produktive nicht in den Unterricht passte, unterdrückt wurde. Dauernd etwas vorzubereiten und immer seine Interessen zu fördern, leider zum Nachteil der Nichtinteressen, die bei mir in die Gebiete der Mathematik und Sprachen fallen, ist ein Vorteil anderen Schulen gegenüber, so weit ich das beurteilen kann, der jeden, der ihn ausnutzt, der als produktiv wirkt, nur zum Nutzen dienen kann. Durch Scharfenbergs Unterricht wurde in mir das Sammeln geweckt. Sammeln bedeutet das Konzentrieren auf eine Gruppe von Gegenständen, die man zusammensucht und ordnet. Bei meinen Mitschülern war das Sammeln von Briefmarken schon lange bekannt, bei mir zwar auch, aber längst nicht in dem Masse der Konzentration, wie bei meinen Freunden. Nun kam ich erst in dies Sammelstadium, als ich schon in Scharfenberg war und das war mein Glück oder Unglück. Denn ich fing an, Bilder zu sammeln. Erst Bilder mit dem Zusammenhang des Gesamtunterrichts, dann Bilder nur noch Dichter und Maler oder deren Werke darstellend, die im Unterricht erwähnt wurden. Und schliesslich begann ich Bilder zu sammeln, die Reproduktionen von Kunstwerken zeigten. Diese Nebenbeschäftigung betreibe ich jetzt noch. Und was sie nur Nützliches eingebracht hat, werde ich erst später einmal sagen können, aber so viel steht fest, mir ist dadurch das Interesse für Malerei und Plastik, Architektur und Innenausschmückung geweckt worden, das mich ganz eingenommen hat. Und ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen, als sich mit seinen wahren Interessen später im Beruf zu befassen, ja, einen Beruf zu wählen, der in diesem Interessengebiet liegt. Aber ich weiss nicht, ob es die Kunst oder Kunstgeschichte ist, die mich allein weitertreiben wird oder aber, ob ich mich einer Beschäftigung zuwende, die auf dem Gebiete des Zeichnens und Malens liegt, da auch dieses mir in Scharfenberg erst wieder Freude machte, da ich es praktisch anwenden konnte. Ob Scharfenberg in diesen, meinen jetzigen Interessen hin nützlich gewirkt hat, oder ob es mich etwas zerstreut hat, ob es mich zu einem Menschen erzieht, was meiner Meinung nach die grösste Aufgabe einer Schule sein muss, kann ich jetzt noch nicht sagen, da ich erst die Hälfte von meiner Schulzeit auf Scharfenberg durchlaufen bin.

[Hdschr. Nachtrag: „etwa 14jährig“]

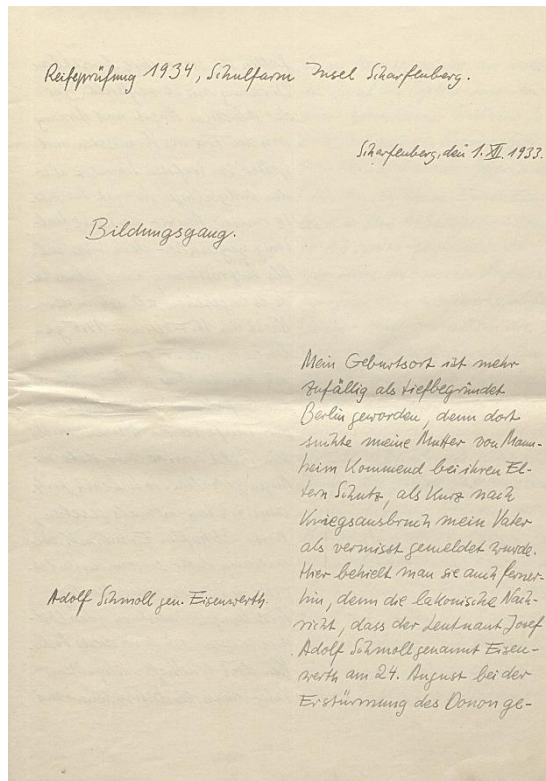
J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Bildungsgang, verfasst zur Reifeprüfung 1934 auf der Schulfarm Insel Scharfenberg am 1. Dezember 1933

Reifeprüfung 1934, Schulfarm Insel Scharfenberg.

Scharfenberg, den 1.XII.1933.

Bildungsgang Adolf Schmoll gen. Eisenwerth

Mein Geburtsort ist mehr zufällig als tiefbegründet Berlin geworden, denn dort suchte meine Mutter von Mannheim kommend bei ihren Eltern Schutz, als kurz nach Kriegsausbruch mein Vater als vermisst gemeldet wurde. Hier behielt man sie auch fernerhin, denn die lakonische Nachricht, dass der Leutnant Josef Adolf Schmoll genannt Eisenwerth am 24. August [1914] bei der Erstürmung des Donon [einem Berg in den Vogesen]



gefallen sei, hatte ihre furchtbare Wirkung nicht verfehlt. Bei der ständigen Angst und Ahnung um den Tod des Vermissten und später im tiefsten Schmerz über den endgültigen Verlust bewahrte meine Mutter doch ihre Haltung gegenüber dem Schicksal. Als Vergrößerung ihres Leides wurde es angesehen, als ich in der Nacht des 16. Februar 1915 geboren wurde. Für sie aber war ich das kostbarste Andenken an den Gefallenen. Ich erhielt bei der Taufe seinen Namen, und sein Bild wurde mir stets vor Augen gehalten. So habe ich, trotzdem ich ihn niemals gesehen, einen lebhaften Eindruck von meinem Vater gewonnen. Und obwohl ich weiss, dass derartige Vorstellungen meist zu Idealbildern werden, ist mir dieses Andenken doch ernsthaft heilig. Mein Vater muss ein bescheidener und kluger Mann gewesen sein, der sowohl im

Beruf als Diplom-Ingenieur einer Mannheimer Maschinenfabrik wie auch als Reserveoffizier der Schlettstädter Jäger seinen Pflichten nachkam. Einen Einblick in sein Arbeitsgebiet konnte ich später gewinnen, da wir seine technischen Aufzeichnungen, seine wissenschaftlichen Bücher und vor allem die Kiste mit den Apparaten fanden, die einst seinen Versuchen zur Konstruktion eines Radiosenders gedient hatten. Jedoch brachte ich schon als kleiner Junge das grösste Interesse den feinen in seiner Freizeit entstandenen Liedern entgegen, die meine Mutter manchmal auf dem Klavier vortrug. Am meisten beschäftigten mich aber seine Skizzenbücher mit den zarten Zeichnungen süddeutscher Landschaften. Hier sah auch ich meine eigentliche Heimat, stammten doch meine Grosseltern väterlicherseits beide aus südlichen Gegenden vom Oberrhein und von der

österreichischen Donau. Wenn auch die Eltern meiner Mutter aus Westpreussen und Westfalen gemischt sind, so ist in mir die Anhänglichkeit an die südliche Landschaft stärker ausgeprägt. Was mir meine Vorfahren ausser diesem Richtungssinn nach Süden noch mitgegeben haben, lässt sich schwer definieren. Alle Zweige lassen sich nie ganz verfolgen und der Stolz auf einen Stammbaum des Familiennamens, mag er sich noch dazu wie bei uns bis ins 14. und 13. Jahrhundert erstrecken, übersieht jene mindestens ebenso einflussreichen Erbeigenschaften der Mütter. Mein Vater und Grossvater waren beide Ingenieure, aber von rein technischen Eigenschaften ist auf uns, meinen 3 Jahre älteren Bruder und mich, sehr wenig überkommen. Hingegen ist das Interesse und die Begabung für künstlerische Tätigkeit, die bei meinem Vater noch Nebenbeschäftigung, bei dessen Brüdern aber schon für den Beruf ausschlaggebend war, bei meinem Bruder und mir zur Hauptveranlagung entwickelt worden. Andere Einflüsse als die ererbten Eigenschaften habe ich von Seiten meiner väterlichen Linie kaum bekommen. Den Grossvater meines Namens kenne ich wie meinen Vater nur vom Bilde her, welches den hageren Greis als Ritter des Josephordens zeigt. Diese Würde, die ihm der österreichische Kaiser verliehen hatte, weil er Befestigungsanlagen und Brücken für die Donaumonarchie baute, war der Stolz des halbadeligen Geschlechtes. Und mit dem Tode des alten Familienoberhauptes, das wie sein Herr Kaiser Franz Josef den tragischen Zusammenbruch des Vaterlandes nicht mehr zu erleben brauchte, sank auch, wie dort die Monarchie, hier die aristokratische Haltung der Familie. Meine Mutter verlor zudem die Föhlung zur väterlichen Linie durch ihre Flucht nach Berlin mehr und mehr, so dass dieser Kreis wirkungslos für meine spätere Entwicklung blieb.

Gegen Ende des Krieges siedelten wir nach Görlitz über, da sich dort mein Grossvater nach Erreichen der Altersgrenze als Bankbeamter in den Ruhestand begab. Meine Mutter mietete sich in der Nähe ihrer Eltern ein, und hier in der schlesischen Mittelstadt an der Neisse verbrachten wir beide Jungen unsere ersten verspielten Jahre.

1920 heiratete meine Mutter zum zweiten Male. Ihr Mann, der Bibliothekar Dr. Hans-Joachim Homann, sollte uns Kindern den verlorenen Vater ersetzen. Ich konnte mich nur schwer an den neuen Stiefvater gewöhnen, zumal ich damals erst zu verstehen begann, was ein Vater eigentlich sei.

Wir zogen nun wieder nach Berlin zurück, da mein Stiefvater dort an der Charlottenburger Stadtbücherei eine Anstellung erhielt. Während ich nach Wannsee in ein Kinderheim gebracht wurde, richtete meine Mutter die neue Wohnung im Alt-Westender-Villenviertel ein. Hier konnten wir nach den engen Görlitzer Jahren eine freie, unbekümmerte Jungenszeit vertummeln, wozu uns die grösseren Räumlichkeiten, der Garten und die Nähe des Grunewaldes herrlich zu statten kamen. Dies Leben, seit 1921 nur durch den pflichtmässigen Besuch der Gemeindeschule leicht gestört, liess uns nichts von der Not und Verzweiflung ahnen, die in derselben Stadt viele Tausende litten. Noch dazu als wir älter wurden und zu lesen begannen, denn nun hatten wir durch den Stiefvater gute Bücher genug, die uns alle nur erdenklichen Traum- und Sagenländer erschlossen.

Mit einem Schlage sollte es anders werden. Bald begannen bei meinem Stiefvater vorher nur selten bemerkte seelische Bedrückungen in seiner anstrengenden Bürotätigkeit die Oberhand zu gewinnen. Die immer gefährlicher werdenden körperlichen Leiden, eine oft wochenlang anhaltende Migräne, Schüttelfröste und vor allem stete Herzerweiterung beschleunigten seine Verzweiflung und Mutlosigkeit. Noch einmal schöpfte meine Mutter Hoffnung, als mein Stiefvater [1924] zum [stellvertretenden] Leiter der Bücherei befördert wurde und selbst in dem erweiterten Arbeitsfelde Freude zu finden schien. Aber eines Sommerabends im Jahre 1926, ich erinnere mich noch genau aller Einzelheiten, blieb mein Stiefvater aus und kam während der ganzen Nacht nicht heim. Der nächste Morgen, fast wachend erwartet, brachte meiner Mutter den zweiten furchtbaren Schlag, den ihr das Leben versetzen sollte. Mein Stiefvater hatte in seiner Verzweiflungsstimmung den Freitod gewählt. In seinen Büroräumen fand man ihn mit Gas vergiftet. Eine Rettung war unmöglich.

Es galt nun, meine Mutter zu erhalten. Und ihre Schwester [Hanna Jacken] versuchte denn auch durch mancherlei Hilfsdienste die völlig Zerrüttete über die ersten entsetzlichen Wochen hinweg zu pflegen, während ihr Mann [Hans Jacken] uns wirtschaftlich unterstützte. Aber diese Wochen, vergleichbar mit der Rekonvaleszenz eines Schwerkranken, konnten kein Dauerzustand bleiben. Und das Bewundernswürdige trat ein, dass meine Mutter sich selbst wieder zur Besinnung brachte, und dass sie sich aufrichtete in dem Bewusstsein ihrer „verfluchten Pflicht und Schuldigkeit“ gegenüber ihren Kindern, wie sie zu sagen pflegte. Erst viel später konnte ich ganz begreifen, was es für eine Frau bedeuten musste, die wie meine Mutter jede Erleichterung schon rein wirtschaftlicher Art besass, plötzlich alle Vorurteile und Bedenken kurzentschlossen abzuwerfen und einen Beruf zu ergreifen.

Über wie viel kleinliche Dinge, die anderen zu Hindernissen werden, musste sie gleichmütig hinwegsehen. Der Genuss irgend einer geistigen Beschäftigung war ihr versagt, und sie, die vorher die schönsten Bücher, Theater- und Opernaufführungen schätzen gelernt hatte, musste dies nun besonders bitter empfinden. Die alte weiträumige Wohnung mit dem grossen Garten gab sie auf, suchte selbst eine billige in der Mietskasernenflucht Charlottenburgs, wo sie von nun ab mit uns allein lebte. Tagsüber steht sie in den Bürosälen einer Auskunftsstelle über Hauswirtschaft und berät die unzähligen Besucher. Nach ihrem Dienst ist sie nicht mehr fähig, die alten Bücher wieder zu ergreifen oder gar Klavier zu spielen, wie sie es früher oft tat. Sie muss für ihre Kinder Wäsche und Nahrung besorgen und sich selbst für ihren nächsten Dienst vorbereiten.

Dieser gewaltsame Schritt wurde von meiner Mutter mit beinahe heroischer Konsequenz durchgeführt, und sie hat uns damit vorgelebt, nicht den Mut in Zeiten der Erniedrigung sinken zu lassen, sondern durch völlige Umstellung auf die tiefere Lebenslage wieder eine kräftige Basis zurück zu gewinnen.

Wurde während des Krieges durch den Tode meines Vaters und Grossvaters die aristokratisch-bürgerliche Haltung unserer Familie gebrochen, so sank nun nach dem Tode meines Stiefvaters die gutbürgerliche zur kleinbürgerlichen herab. Ein Prozess, wie er durch den wirtschaftlichen Zerfall in der Nachkriegszeit für Deutschland

Allgemeingültigkeit besass. Trotz dieser materiellen Zerstörung hat sich aber das kulturelle Niveau auch nach Vernichtung der Familientradition im Wesentlichen gehalten. Das liegt nicht zuletzt an der ererbten Kultur einer vergangenen Familienerziehung. Diese Erbmasse kann jedoch durch eine systematische Vernachlässigung, wie sie durch eine materielle Verschlechterung nur allzu sehr begünstigt wird, immer mehr in den Hintergrund gedrückt werden. Denn sie bildet kein tatsächliches Wissen oder Können, sondern nur eine gefühlsmässige Veranlagung.

Meine Mutter empfand dies ganz genau, wenn sie stets darauf bestand, dass ihre Söhne den Gang durch die höhere Schule, den sie damals schon begonnen hatten, zu Ende führen sollten.

Ich ging seinerzeit ein Jahr lang auf die Herderschule in Charlottenburg, nachdem ich das vierte Volksschuljahr übersprungen hatte. Dort war ich aus dem Stadium des naiven Kindes, welches isst, spielt und vergisst, in das, des mehr bewussten, aber noch völlig triebhaften Jungen getreten. Diese Entwicklungsstufe äusserte sich in einem mächtigen Geltungsdrang, der mich zur Schauspielerei komischer Art führte. Nun kannte ich nur noch eine Beschäftigung, und die Schule schien mir nur noch einem Zwecke zu dienen: „Theaterstücke“ zu schreiben und aufzuführen. Ich gründete mit ein paar Freunden eine Schauspielertruppe und unsere Schulzeit gebrauchten wir zum Dichten und Proben. Zum Beschluss jeden Unterrichtsvierteljahres gewährte uns der Deutschlehrer in seiner Stunde die Aufführungen, die von der ganzen Klasse freudig erwartet, vor allem uns selbst befriedigten. Damals gab der Deutschlehrer meiner Mutter den guten Rat, mich Clown werden zu lassen. Derartige Äusserungen, halb verstanden, steigerten mein eitles Vergnügen, bis mir schliesslich die ganze Angelegenheit selbst lächerlich erschien. Ich wuchs aus diesem Übergangsstadium heraus, hatte es aber dabei schwerer, als ich dachte, denn noch oft ertappte ich mich später in allerlei albernen Situationen. Jedenfalls begann ich mich zu besinnen; dazu trug hauptsächlich die plötzliche Veränderung unserer Lebenslage bei, und ich bemühte mich nun, das inzwischen Versäumte nachzuholen.

Da brachte mein Bruder, der noch zu Lebzeiten meines Stiefvaters nach Scharfenberg gekommen war, neue Gedanken und Anschauungen von Schule und Leben. Obwohl ich nur halb begriff, um welche Ideale es sich dabei handelte, empfand ich doch eine mächtige Sympathie für jene Schülerschaft, die so völlig anders war, als alle Schulen der Stadt. Und nach Erreichung der Quarta konnte ich durchsetzen, was nun auch für meine Mutter bei ihrer Berufstätigkeit eine Erleichterung war: ich durfte nach Scharfenberg übersiedeln. Als kaum Zwölfjähriger bezog ich 1927 das Eiland. Im Taumel des Neuen und Schönen verrauschte mir das erste Jahr, ohne dass ich tiefer verstand, was Scharfenberg eigentlich bedeuten sollte. Es war für mich einfach ein Hort der Freiheit und Natürlichkeit, in dem ich mich nach der Charlottenburger Schulzeit nur wohl fühlte. Alles Gedankliche blieb unverdaut. Im Unterricht kam ich nicht mit, es sei denn in den Fächern, die mich schon immer stärker anzogen: Deutsch und Biologie. Das musste ich durch Wiederholung der Untertertia büßen, aber mir kam die Zeit vor wie ein Geschenk, das ich gerne hinnahm. Langsam wuchs ich in die Gemeinschaft hinein, und nach Überwindung der unberechenbaren Flegeljahre, die für jeden Erzieher

Verzweiflungszeiten bedeuten mögen, erfasste mich der Ernst und die natürliche Freude wahren Scharfenberger Lebens.

Das Erzieherische dieses Lebens ist, dass es Mitarbeit fordert. Und wer nicht mithilft, es zu gestalten, sei es in organisatorischer, kultureller oder praktischer Arbeit, der bleibt ausserhalb stehen. Und so ist Scharfenberg ein Abbild des grossen Lebens. Darin liegt sein Wert, dass es nicht nur eine Schule ist, in der jeder passiv auf sich einwirken lässt, sondern dass ein jeder vor die Aufgabe gestellt wird produktiv mitzuwirken. Auch ich hatte mir bald ein Gebiet erschlossen, auf dem ich mein Bestes zu tun gedachte. Meine alte Vorliebe für das Theater war wieder erwacht, wobei mich aber weniger das Spielen selbst, als die Regie anzog. Und da in Scharfenberg die Theateraufführungen im Rahmen der Feste den weitaus grössten Platz einnahmen, bot sich mir reichlich Gelegenheit, die Vorbereitungen zu diesen Feiern in die Hand zu nehmen. Diese Tätigkeit ist von manch einem unterschätzt worden, sah man in ihr doch nur ein Handeln für etwas schnell Veranschendes, Vergängliches. Ich aber nahm sie mit ernsthaftem Eifer auf, da gerade die Feste, vor allem aber ihre Vorbereitungen, für jedes einzelne Mitglied Gelegenheit geben, seine Kräfte für die Gemeinschaft ganz zu entfalten. Denn in keiner praktischen, noch weniger wissenschaftlichen Arbeit, kann die Schülerschaft etwas so Eigenes selbständig formen, wie in einem Fest. Mein Weg ging vom improvisierten Spielleiter kleiner, aus Privatinteressen entstandenen Aufführungen und Feiern, die dem Unterricht entsprangen, zum Regisseur der grossen Weihnachts- und Erntefeste. Mag dieser Titel auch zu anspruchsvoll klingen bei unserer kleinen Gemeinschaft, so muss ich gestehen, dass er mir in jenen Zeiten nur gerecht erschien für die Grösse und Schwierigkeit der Aufgaben, denen ich oft meine ganze Kraft zuwandte. Ich musste nicht nur Ideen für viele Feste haben, die richtigen Theaterstücke aussuchen, die Rollen verteilen und einüben, die Kulissen und Kostüme entwerfen, Spielzeiten und Plätze festlegen, sondern vor allem die Kameraden immer und immer wieder zur Mitarbeit auffordern und anregen. Und gerade hierbei begegnete mir oft die grösste Verständnislosigkeit; wo manch einer noch begriff, warum man auf Scharfenberg praktisch arbeiten müsse (weil man nämlich die praktischen Dinge für den Wirtschaftsbetrieb brauche), verstand er nicht mehr, wozu man derartige Spielereien treiben solle. In solchen Kampfzeiten, wie wir sie nannten, erwuchs in mir der Idealismus gemeinschaftlicher Arbeit nur um der Gemeinschaftlichkeit willen. – Je jünger man ist, umso mehr denkt man in Extremen; und wer am ausgeprägtesten diese Denkart vertritt, wird zum Führer der Jungen. So geschah es auch mir, denn ich wollte beileibe nicht den Führer spielen, wurde aber zum Vertreter der Schülerschaft ausgewählt. Als solcher trieb ich die Forderung der Selbstverantwortung auf die Spitze und stiess mir die Hörner an der einfachen Gegenthese des Chefs: Selbstverantwortung nur bei eigener Verantwortlichkeit. Damit begann für mich der grösste Reinigungsprozess, den ich bisher durchmachte. Ein Jahr lang war ich Schülerausschuss und diese Zeit wurde zur Läuterung. Ganz einfach gesagt versuchte ich mich zu bezwingen, denn wenn man ein Jahr lang jeden Morgen aufsteht in dem Bewusstsein, dass man alles, was man tun wird, auch verantworten muss, so macht man eine ungeheure Schule der Selbstbeherrschung durch. Dabei kommt es zwar auf die kleinsten Forderungen des Tages an, aber man muss sich hüten vor den Gefahren der Pedanterie, des Pharisäertums und der Eitelkeit. Ich sah bald, das nur durch diese Selbstzucht eine

wirkliche Autorität gebildet werden kann, unabhängig von Befehlsgewalt und Kommandogeschnarr. Auch als ich längst nicht mehr Ausschuss war, sondern im letzten Jahre als Helfer in einem Saale der 13- und 14jährigen Kameraden wirkte, bestätigte sich mir immer wieder die paradoxe Erkenntnis, dass der Egoismus der eigenen Selbstbeherrschung, von allen angewandt, das gemeinschaftlichste Zusammenleben ermögliche.

Wohl gab es nach Episoden idealistischer Schwärmerei für Gemeinschaftsgeist und Allgemeinwohl wieder Wochen der kältesten Ernüchterung, in denen ich überall nur berechnenden Egoismus zu sehen glaubte, alle Ideale verdammt und, mich völlig zurückziehend, die grausamsten Züchtigungsmethoden für die besten hielt. Dann setzte sich statt der Anschauung von der produktiven Gemeinschaft die Erkenntnis der beschränkten Herde durch. Aber immer mehr wurde ich durch meinen Aufgabenkreis als Ausschuss zur Sachlichkeit zurückgezogen, die nicht, wie ich ehemals dachte, schwarzweiss ist, sondern aus den vielfältigsten Mischungen besteht. Überhaupt sammelte ich in jener Zeit einen kleinen Schatz an Erfahrungen für die Behandlung von Menschen und Organisationsfragen. Es war eine Zeit praktischer Staatsbürgerkunde im Kleinen, und auf jeden Fall war sie fruchtbarer, als ich oft annahm. Denn hatte sie auch wenig unmittelbare Erfolge, so war sie für mich die Zeit der Festigung und ich zog aus der extremen Denkart meines allzu jugendlichen Idealismus die charakterliche Konsequenz, in der mich die zufällige Begegnung mit der Idee der Charaktererziehung des Philosophen Nelson bestärkte. Das ich nicht alles so zwingen konnte, wie es mir in meiner Vorstellung erschien, lag wohl zum grossen Teile auch in meiner Entwicklung. War ich doch inzwischen auf die Stufe des Jünglings getreten, und dieser wird in seiner Wechsellatur zwischen Kind und Mann gekennzeichnet durch sein Schwanken zwischen Selbstüberschätzung und Selbstunterschätzung. Es ist bezeichnend für dieses Stadium, dass man von hohen Idealen beseelt ist, ungeheure Pläne und Entwürfe aufstellt, aber verzweifelt an der Tatsache, keine Handlungen und Werke von zeitüberdauernder Grösse fertigzubringen.

Es mag auch für diese Zeit kennzeichnend gewesen sein, dass sich bei mir Interessengebiete stärker als zuvor bemerkbar machten, die mich zu weiteren Tätigkeiten im Dienste der Gemeinschaft hinzogen. Ich fand einen Gefallen an den Zeitungsberichten, wie sie in Scharfenberg zu jeder Mittagsmahlzeit üblich waren. Und schon früh hatte ich meine Berichterstatteerlaufbahn in zaghaften Anfängen mit den naturkundlichen Referaten begonnen, die ich in erster Zeit vorlas. Ich erinnere mich noch so genau an diese Wochen, obwohl sie schon 5 Jahre zurückliegen, weil ich die Aufmerksamkeit fast immer nur durch besonders blutige Erzählungen von inneren Krankheiten, Operationen und Vivisektionen erregte. Nach dieser Berichtsperiode setzte ich ein Jahr in meiner Tätigkeit aus und fing wesentlich gereifter als Kunstreferent wieder an. Die künstlerischen Gebiete waren mittlerweile zum Hauptinteresse für mich geworden, und so versuchte ich, durch die Beherrschung des Materials gefördert, die formale Gestaltung meiner mittäglichen Vorträge zu beachten. Und doch hatte ich nach einem Jahre das Verlangen noch freieres Reden zu lernen, und ich meldete mich daher zum politischen Bericht. Dieser erforderte die kürzeste Vorbereitungszeit, da er täglich oder alle zwei bis drei Tage gehalten wurde. Auch war seine Formulierung am schwierigsten, weil die Zeitungen der vergangenen Jahre sich gegenseitig so bekämpften, dass ein klares politisches Bild

schwer zu ersehen war. Besser konnte man die aussenpolitischen Linien verfolgen, die denn auch meine grösste Beachtung fanden, sah ich doch in ihnen eine lebendige Fortsetzung der Geschichte. Ich erweckte allgemeines Interesse mit den Schilderungen von der Unfähigkeit des Völkerbundes, den Frieden im chinesisch-japanischen Streitfall und vor allem die deutsche Gleichberechtigung herzustellen. Auch den politischen Bericht führte ich während eines ganzen Jahres und ich lernte durch ihn ohne grössere Vorbereitung längere Gedankengänge zu formulieren, wie sie bei der Zeitungslektüre häufig zu finden sind. Aber gerade die Zeitung hat bei den meisten ihrer allzueifrigen Leser auch nachteilige Einwirkungen, da sie eine Ausdrucksweise inspiriert, vor der sich jeder hüten muss, der seine eigene stilistische Form bewahren will. So wusste ich mich noch rechtzeitig, nachdem ich zweieinhalb Jahre lang meinen Dienst als Berichterstatter nachgekommen war, von der intensiven Zeitungslektüre zu trennen. Ohne dies fesselten mich meine in der Zwischenzeit stark herausgebildeten Neigungen wieder enger als zuvor an den Unterricht.

Bis zum Einjährigen, das wir hier auf Scharfenberg als Prüfung beibehielten und welches ich 1931 bestand, zeigten sich schon deutlich die Linien meiner Veranlagung, so dass ich mich ohne Mühe für einen Kurs der Oberstufe entscheiden konnte. Und so sehr mich auch der Deutschkurs, dem ich mich anschloss, in steigendem Masse befriedigte, so behielt ich doch immer eine starke Sympathie für den Naturkurs, ja, ich bedauerte schon fast, nicht dessen Gebiet zum Hauptfach gewählt zu haben. Das heisst meine grösseren Interessen liegen zwar auf der Seite der deutschkundlichen Arbeitsmöglichkeiten, aber ich hatte stets eine Nebenneigung für Biologie, die mir zu denken gab. Sollte man sich nicht auf der Schule, wo man noch die Gelegenheit dazu hat, in dem zweitrangigen Interesse ausbilden lassen, denn unsere Hauptbegabung, wenn sie echt ist, hat so viel Kraft, dass sie sich nebenher selbst weiterbildet und, wie jedes wahre Gefühl, auch über den künstlichen Damm der Schulzeit hinwegströmt. Dass ich aber diesen Plan nicht verfolgte war nur natürlich, denn als junger Mensch wählt man ganz unbewusst den einfacheren, kürzeren Weg, nicht aber den im Verstand konstruierten.

Für den Deutschkurs bestimmte mich einmal meine alte Neigung für das deutsche Schrifttum, wohl schon durch die umfangreiche Bibliothek meines Stiefvaters angeregt und von der zunehmenden Vorliebe für dramatische Werke begünstigt. Dann aber trat entscheidend die Begeisterung für Geschichte hinzu. Hier sind es weniger die genealogischen und chronologischen Einzelheiten, als die grossen Zusammenhänge des Weltgeschehens, die mich bald so stark in ihren Bannkreis zogen, dass ich mir fortan wünschte, mich einmal im Geschichtsstudium vervollkommen zu können. Und als dritter Faktor wirkte die Begabung und das dadurch erregte Interesse für künstlerische Arbeiten. Die Verbindung der Neigungen für Geschichte und Kunst ergab schliesslich meinen Wissensdrang in allen kunstgeschichtlichen Fragen. Und hier ist es eigentlich ohne mein Zutun gelungen, ein Hauptinteresse zum Nebenfach zu machen. Denn was mir vorschwebte, als ich die Biologie zum Kursfach wählen wollte, da ich die deutschkundlichen Fächer doch nicht vernachlässigt hätte, ergab sich jetzt im Deutsch-Kurs mit der Kunstgeschichte von selbst. Denn die kunsthistorischen Betrachtungen des Deutsch-Kurses können nur einen kleinen Raum einnehmen wegen der Stofffülle der anderen noch allgemeinwichtigeren Gebiete desselben Kursrahmens. Und so pflegte ich

neben meiner Deutschkursarbeit die damit engverbundene Kunstgeschichte durch eifrige Museumsbesuche, gute Fachlektüre und eine selbstangelegte kleine Reproduktionssammlung. Während die Naturkunde dadurch selbstverständlich zurückbleiben musste und nur in den nicht allzu häufigen Biologiestunden und in der „natürlichsten“ Verbindung während der praktischen Arbeit in der Scharfenberger Gärtnergruppe gelegentlich zu ihrem Recht kam, entwickelte ich mich zum reinen Deutsch-Kursler. Unsere Kursarbeit, ähnlich wie der Gesamtunterricht in der Verbindung der verwandten Gebiete, nur noch tiefer-schürfend und mehr unter Betonung der deutschen Kultur, umfasste in den drei Oberstufenjahren zwei grosse Themen, auf die wir uns gemeinschaftlich konzentrierten. Bei Behandlung der grossen Entwicklungsromane der deutschen Literatur bildeten sich zwei Brennpunkte heraus: die mittelhochdeutsche Kultur im Parzival-epos und Goethes Bildungsprobleme im „Wilhelm Meister“, der uns weiterleitete zum „Faust“. In diesem Jahre nun griffen wir zu einem lebensnäheren Thema: „Der Mensch und die Arbeit“ sollte uns an die Stätten der Werktätigen führen, um den Sinn und die Schönheit der jetzt wieder zu Ehren gekommenen Hand- und Maschinenarbeit, wie wir sie ja von den Scharfenberger Arbeitstagen her in kleinerem Ausmasse alle kennen, schätzen zu lernen. Dabei standen im Mittelpunkt unserer Kursstunden stilistische Übungen, in denen wir Arbeitsvorgang und Arbeitsethos auszudrücken versuchten. Während also im Kurs die literarischen und gedanklichen Gebiete der Deutschkunde im Vordergrund standen, traten im Gesamtunterricht die historischen und erdkundlichen Fächer hinzu. „Staat und Individuum“ in Dichtung und theoretischen Schriften und unser letztes Thema „Italien“ waren für mich besonders anregend, wegen ihrer Verbundenheit mit Geschichte, Kunst und, soweit man hiervon schon reden kann, philosophischen Fragen. Diese drei sich gegenseitig ergänzenden Geistesgebiete sind es denn auch, mit denen ich mich später beschäftigen möchte, so weit es die wirtschaftliche Lage meiner Mutter zulässt. Der Entschluss, diesen Weg zu wählen, fiel mir nicht sehr leicht, denn meine zeichnerische Begabung schien mir immer als echte Veranlagung massgebender für einen späteren Beruf zu sein. Aber durch die Steigerung meines wissenschaftlichen Interesses in den drei Oberstufenjahren auf Scharfenberg glaube ich genug Kraft zu besitzen, um ein fruchtbares Universitätsstudium verarbeiten zu können. Ob ich als Kunsthistoriker die Museumslaufbahn einschlagen oder den Beruf des freien Schriftstellers wählen werde, kann ich jetzt noch nicht entscheiden.

In der deutschen Kunst bringe ich das stärkste Empfinden den Meistern der Dürerzeit entgegen, und sie sind es neben der Landschaft, die mich immer wieder auf Wanderfahrten in die Kreise ihres Wirkens an Pegnitz, Rhein und Donau ziehen. Ich bin ein Bewunderer der Grünwaldschen Farbenglut und Altdorferscher Landschaftsstimmungen, aber die Porträtkunst dieser Epoche setzt mich nur in ehrfurchtsvolles Erstaunen. Die kolorierten Silberstiftstudien des jungen Cranach, die plastischen Kreidezeichnungen des reifen Dürer und die nüchternen Umrisslinien Holbeins erschienen mir als der Höhepunkt deutscher Porträtzeichnung. Ich fühle die Grösse dieser Kunst besonders stark, weil gerade das Porträt mein zeichnerisches Lieblingsgebiet ist, auf dem ich meine ersten Versuche an den Scharfenberger Mitschülern machte. Da ich in meinen Zeichnungen anfangs einen gewissen Blick für das Charakteristische eines Profils oder einer Figur zu zeigen schien, kam ich von selbst auf die Karikatur. Von ihr aber bin ich erst

zum ernsthaften Porträtzeichnen geleitet worden. Auch andere Motive reizten mich zur Wiedergabe, so die Landschaft in der Wald- und Seenumgebung Scharfenbergs. In Scharfenberg erhielt ich auch die Anregung für graphische Techniken wie Radierung, Linol- und Holzschnitt. Um diese Dinge besser lernen, aber auch im Dienste der Gemeinschaft anwenden zu können, schloss ich mich dem kleinen Kunst-Kurs an, der sich aus Kunstliebenden und zeichnerisch Begabten zusammensetzte. Hier konnten wir unternehmen, was im gewöhnlichen Zeichenunterricht nicht möglich war: Wir lasen mancherlei kunsttheoretische Schriften und vertieften uns in graphische Techniken. Aus diesem Kreise gingen auch die meisten Illustrationen für die selbstgedruckte Inselzeitung hervor, deren Festnummern zu Weihnachten und am Erntedanktag oft nach meinen Entwürfen gestaltet wurden.

Ich glaube alle wesentlichen Einflüsse auf die Entwicklung meiner geistigen Haltung geschildert zu haben. Während das Elternhaus und die erste Schulzeit an der Erhaltung meiner veranlagten Güter den grössten Anteil hat, begann auf Scharfenberg meine eigentliche geistige Erziehung. Ich messe dabei dem rein schulischen Wissen, obwohl gerade dies bei der bevorstehenden Abschlussprüfung den Ausschlag gibt, den geringsten, den geistigen Anregungen, die ich auf Scharfenberg empfangen habe, aber den grösseren Wert bei. Am höchsten jedoch schätze ich die allgemein menschlichen Werte, die sich in Gesinnung und Charakter ausdrücken; um diese aber muss jeder alleine ringen, die Schule kann nur die Aufmerksamkeit darauf lenken. Diese Aufgabe hat Scharfenberg an mir erfüllt.¹⁷

¹⁷ In der Vorfassung des Bildungsganges finden sich hier am Ende zwei kurze zusätzliche und durchgestrichene Absätze:

„Die bevorstehende Reifeprüfung möchte ich in der Form der Deutschen Oberschule ablegen. Bei der schriftlichen Prüfung wünsche ich ausser in den verlangten Fächern Deutsch, Mathematik und Englisch auch in Geschichte geprüft zu werden. Als Wahlfach der mündlichen Prüfung möchte ich Deutsch bestimmen.

Anmerkung für den Chef [Wilhelm Blume]: Es fehlt meine 2 ½ Jahr lange Tätigkeit als Natur-, Kunst- und politischer Berichterstatter, die für mich ebenfalls sehr förderlich war. Dass ich Mitglied des Kunst- und Photokurses war, brauche ich wohl nicht zu schreiben? Hätte ich meine körperliche Ausbildung bei der praktischen Arbeit und Leichtathletik erwähnen sollen? Sie ist absolut zwar gering, aber in Anbetracht meiner verhältnismässig schwächlichen Konstitution als Kriegskind doch erheblich grösser, als sie es in Berlin jemals hätte werden können. Zum Beispiel wurde mir die Erlernung des Schwimmens eigentlich erst hier auf der Insel ermöglicht, und in diesem sportlichen Gebiet brachte ich es auch durch die tägliche Gelegenheit zu einer gewissen Fertigkeit. Die allgemeine Abhärtung versteht sich wohl von selbst. Mein Wirken als Helfer bei den Kleinen im letzten Jahre ist auch nicht erwähnt.“

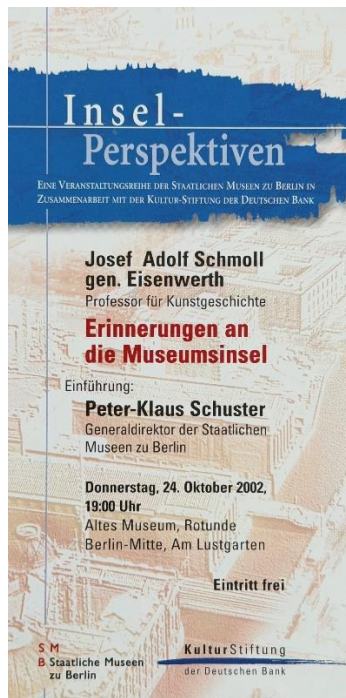


J. A. Schmoll gen. Eisenwerth mit seinem Schulfreund Heinrich Scheel (1915-1996) (links) im Sommer 1932 auf Scharfenberg.



J. A. Schmoll gen. Eisenwerth mit seinem Schulfreund Heinrich Scheel (1915-1996) (links) am 27. Mai 1990 beim „Tag der Alten“ auf Scharfenberg. Rechts vorn: der Autor des Beitrags.

J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Erinnerungen an die Berliner Museumsinsel (1925-1946). Vortrag im Zyklus „Insel-Perspektiven“ am 24. Oktober 2002 in der Rotunde des Alten Museums Berlin



Ich darf Ihnen, Herr Generaldirektor Prof. Dr. Peter-Klaus Schuster, herzlich für die Einladung und Begrüßung danken. Als Berliner, der seit 1966 in München tätig ist, verfolgte ich Ihr Wirken in Berlin, München und wieder in Berlin mit großer Bewunderung und Sympathie: nach einer Zeit des Schlingerkurses haben Sie das Insel-schiff der Staatlichen Museen Berlins mit fester Hand auf die richtige Bahn gelenkt und wir hoffen, alle, daß Sie es – wie Ihre großen Vorgänger Wilhelm von Bode, Wilhelm Waetzoldt, Ludwig Justi und andere – in zügiger Fahrt in die einzig angemessene Position steuern werden. Wir trauen es Ihnen zu und wünschen es Ihnen zum Wohle Berlins, seiner Kultur und Zukunft.

Als gebürtigem Berliner, der sich früh der Kunst und der Kunstgeschichte zuwandte, ist die Museumsinsel schon seit der Schulzeit ein fester Begriff gewesen, eine Insel der Seeligkeit, nicht der Seeligen.

Unsere Mutter pflegte mit uns frühzeitig Kunstaustellungen und Museen zu besuchen, was ich dann für mich alleine eifrig fortsetzte. Auch die Schulen, die ich in Berlin absolvierte, wiesen mich nachdrücklich auf die bildende Kunst hin, sowohl der Kunsterzieher des Charlottenburger Herder-Gymnasiums, ein Herr [Karl] Pinx (nomen est omen), als auch die beiden Zeichenlehrer (damals sagte man noch nicht Kunsterzieher) der reformpädagogischen „Schulfarm Insel Scharfenberg“⁴¹, der auch als freier Maler Anerkennung findende Georg Netzband sowie der vor allem in Kunstliteratur höchst modern orientierte Erich Scheibner, der uns vor 1933 sogar von der russischen Avantgarde (Tatlin, Rodschenko, El Lissitzky, Malewitsch) und von Kandinsky und den Bauhaus-Meistern Kunde brachte. Überhaupt Scharfenberg! Die Insel im Tegeler See, einst zum märkischen Besitz der Humboldts gehörend, dann von dem Botaniker [Carl August] Bolle erworben (dem Bruder des „Milch-Bimmel-Bolle“), Gründer des Botanischer Gartens der Berliner Universität, dann von der Stadt Berlin gekauft und seit 1922 als reformpädagogische Versuchsschule der Stadt genutzt. Dieses Internat, wohl die fortschrittlichste höhere Schule der Weimarer Republik, war in den musischen Fächern besonders aktiv. Ich hatte das Glück, während der Jahre von 1927 bis zum Abitur im Frühjahr 1934 nicht nur in die üblichen Schulfächer eingeführt zu werden, sondern auch in engem Kontakt in viele Facetten der Natur und der Kunst. Mit etwa dreizehn Jahren begann ich eifrig Reproduktionen von Kunstwerken zu sammeln, aus Kalendern, Buchprospekten,

Zeitschriften und von Kunstpostkarten. So wuchs mir ein Bildervorrat zu, ein kleines Musée imaginère, das ich bei Museumsbesuchen vertiefte. Die Museumsinsel war, neben anderen Sammlungen, die eigentliche Schatzkammer-Insel. Ich machte mir nach und nach die Topographie dieses Spree-Eilands deutlich. Es gab ja eigentlich nur die eine Hälfte der Insel als Hort von Museen, ihr nordwestlicher Abschnitt. Die andere, sich nach Südwest erstreckende größere Hälfte war vom Lustgarten, vom Dom, vom Stadtschloß und von Urberlin, d.h. von Kölln (mit zwei L), besetzt. Man wies uns als Schüler darauf hin, daß die Insel-Keimzelle der Residenzstadt Berlin im 12./13. Jahrhundert an die Entstehung von Paris auf der Seine-Insel erinnere, wenn auch dort die Fundamente der späteren Metropole bereits in römisch-gallischer Antike gelegt worden seien. Den südöstlichen Zipfel der Spree-Insel akzentuiert auf dem jenseitigen Ufer übrigens noch ein Museum, das Märkische, ein neubrandenburgischer Backsteinbau, der noch zum Umfeld der Museumsinsel gerechnet werden kann, wie auch das erst in jüngerer Zeit in der Friedrich-Werderschen Kirche installierte Schinkel-Museum und das Deutsche Historische Museum im Zeughaus und seinem Annex. Die Museumsinsel befindet sich in einer größeren Museumslandschaft, zu der in meiner Jugend auch noch das Kronprinzenpalais als Museum der modernen Kunst zählte.

Zugang zum Kern der Museumsinsel gab es einmal im Süden, vom Lustgarten, an der berühmten monolithen Granitschale vorbei, deren blanke Politur kuriose Spiegelaugen ergab, wie sie Johann Erdmann Hummel gemalt hat (auf dem Bild in der Nationalgalerie): Spaziergänger, die zum Teil auf dem Kopf stehen in der Projektion auf der unteren Schmiege des Schalenrands, was uns Kinder amüsierte. Dahinter führt die imposante Freitreppe des Alten Museums von Schinkel in seine pantheonhafte Rotunde, in der wir uns hier befinden. Von der entgegengesetzten Seite, von Nordwesten her, gelangte man von der Weidendammer Brücke aus zum Portal des Kaiser-Friedrich Museums, heute Bode-Museum. Dieser Wilhelminische Prachtbau, Muster des Späthistorismus aus Neorenaissance- und Neobarockelementen des Hofarchitekten Ernst von Ihne war um 1900 als Denkmal für den zweiten Kaiser der Hohenzollerndynastie, Friedrich, den „99-Tage-Kaiser“ und Vater Wilhelms II. gedacht. Unter der Kuppel bewunderte man Schlüters Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten, wobei Schülern die knifflige Frage gestellt wurde, welches Exemplar des Barocken Meisterwerks denn das Original sei, das auf der Langen Brücke hinter dem Schloß oder dieses im Kaiser-Friedrich-Museum? Übrigens hat man Museen immer wieder Funktionen zugeordnet oder zugemutet, die mit ihrer eigentlichen Aufgabe, Kunstwerke zu präsentieren, nicht unmittelbar zusammenhängen: etwa auch als Mausoleen wie das Kopenhagener Thorvaldsen-Museum mit der Grabstätte des dänischen Bildhauers im zentralen Hof, oder als Nationaltempel wie die um 1860 errichtete Nationalgalerie auf der östlichen Seite der Museumsinsel.

Bescheidener nahm sich das Neue Museum hinter dem Alten Museum für weitere antike, ägyptische und altorientalische Sammlungen aus. Und dann fügte man zwischen Neues Museum und Kaiser-Friedrich-Museum die Bauten für den Pergamonaltar und weitere antike Monumente sowie für das deutsche Mittelalter bis zum Ende der Barockepoche, den Flügel, den man Deutsches Museum nannte. Die Pläne von Alfred Messel von 1907, dem Darmstädter Architekten, der dort das Hessische Landesmuseum gebaut hatte und Ruhm durch sein Berliner Warenhaus Wertheim am Leipziger Platz genoß – diese leider zerstörte Kathedrale der modernen Warenanbietung –, Messels Entwurf für

die Museumstrakte auf der Kupfergrabenseite der Museumsinsel fielen für die Zeit ihrer Dreiviertelfertigstellung um 1930 schon nicht mehr ganz zeitgemäß aus, wie man heftig kritisierte. Daran erinnere ich mich noch deutlich, denn ich hatte auf unserer Insel-schule jahrelang den „Kunstbericht“ zu sprechen. Das war eine der pädagogischen Ein-richtungen im Internat: Zeitungsberichte für die Sparten Natur, Technik, Sport, Politik, Kunst zur allgemeinen Unterrichtung jeweils während des gemeinsamen Mittagessens vorzutragen. Man referierte aus den öffentlich ausliegenden Tageszeitungen und Zeit-schriften aller Parteirichtungen (von der „Roten Fahne“ bis zum Nazi-„Angriff“), und zwar eine wöchentliche Zusammenfassung. Dabei spielte in jenen Jahren um 1930 eine Rolle, welche Verwandlungen die Bauten und Sammlungen auf der Museumsinsel nach der Pensionierung 1920 und nach dem Tode Wilhelm von Bodes 1929 durchmachten. 1930 war das offizielle Jahr des 100. Jubiläums der Berliner Staatlichen Museen. Der neue Generaldirektor seit 1927 Wilhelm Waetzoldt gab den ersten totalen Übersichtskatalog heraus¹⁸ und es wurde betont, daß man alle Museen des Inselkomplexes nunmehr durchgängig besuchen könne, da eine Brücke zwischen Kaiser-Friedrich- und Deut-schen Museum über die dazwischen liegende Stadtbahntrasse, die die Insel überquert, den Übergang von Nord nach Süd und umgekehrt ermöglicht. Man sprach seit dieser Zeit vermehrt von der „Museumsinsel“. Ich besitze unter den Zeitungsausschnitten mei-ner Schulzeit noch einen Teil der illustrierten Beilage der Vossischen Zeitung mit dem Titel „Zeitbilder“ vom 18. Dezember 1932. Darin erschien ein Beitrag unter der Über-schrift „Neues von der Museumsinsel“. Auf diesen Seiten wurden plastische Neuerwer-bungen des „Deutschen Museums“ vorgestellt, mit Fotos und knappem Text. Er wird höchst aktuell eingeleitet (bitte beachten: Dezember 1932): „Auch die Berliner Museen müssen selbstverständlich in diesen Notzeiten sparen, auf manche lockende Gelegen-heit zu wichtigen Neuerwerbungen muß schweren Herzens verzichtet werden. Aber ei-ner klug disponierenden Museumswirtschaft kann es gleichwohl auch heute gelingen, ein besonders erwünschtes Stück einzufangen. Namentlich das Deutsche Museum hat sich in letzter Zeit kostbare Einzelheiten gesichert. Die beiden Madonnen aus dem 15. Jahrhundert zeigen, wie durch verständnisvolle Restaurierung aus alten Beständen neuer Besitz werden kann.“ Und am 8. Januar 1933 berichtet die Beilage [„Zeitbilder“] der Vossischen Zeitung „Aus der neuen islamischen Abteilung auf der Berliner Muse-umsinsel“. Es ist die Rede von den „mit vorbildlichem Geschmack hergerichteten neuen Berliner Museumssälen“. Bei ihrem Betreten tauchte man in die Welt von Tausendund-eine Nacht. Ein Hauptwerk der damals neuinstallierten Abteilung war das in beachtli-cher Länge ausgebreitete Fassadenstück des ostjordanischen Wüstenschloßes Mschatta, dessen filigrane Kalksteinornamentik allgemein bewundert wurde. Es wird vermerkt, daß dieses Baufragment ein Geschenk des damaligen Sultans an Kaiser Wilhelm II. war.

¹⁸ Das von Schmoll 1930 erworbene Exemplar befindet sich in der „Sammlung J. A. Schmoll gen. Eisenwerth“ in der Universitätsbibliothek Paderborn: „Staatliche Museen Berlin – Gesamtführer. Zur Jahrhundertfeier hrsg. und mit einem Vorwort versehen vom Generaldirektor Wilhelm Waetzoldt. Berlin 1930; Digitalisat: Universitätsbibliothek Pa-derborn 2026: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96653>.

In meiner Schulzeit vor 1933 war die hohenzollernsche Vergangenheit in Berlin und auf der Museumsinsel noch greifbarer als später. Dazu ist auch das benachbarte Schlößchen Monbijou zu rechnen, in dessen kleinem Park ich als Student gerne auf einer stillen Bank gelesen habe. Es lagen in engster Nähe dieses Refugium der ersten preußischen Königin (leider im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört) und das etwas bombastische Museum, das dem zweiten Kaiser der Dynastie postum gewidmet war, woraus sich ein Bogen neuzeitlicher preußisch-deutscher Berliner Geschichte schlagen läßt. Auch Monbijou war in jener verschollenen Vorkriegszeit ein kleines Museum, es nannte sich Hohenzollernmuseum und besaß unter anderem Erinnerungsstücke an das verräucherte Tabakskollegium des Soldatenkönigs. Bleiben wir noch bei der Umgebung der Museumsinsel. Auf deren anderer, westlicher Seite, jenseits der Spree, am Kupfergraben ist ein schlichtes Stadtpalais mit kurzer Freitreppe erhalten. Dort residierte vor 1933 der geniale Regisseur Max Reinhardt, dessen Berliner Aufführungen wir staunend besuchten. Nach seiner Emigration wurde das Gebäude das Philosophische Seminar des Nietzsche-Deuters Prof. Alfred Bäumler, der sich in seinen Vorlesungen an der Universität um eine Vertiefung der Naziideologie bemühte. Ich sah ihn als Student, wenn ich über den erst neubauten eisernen Steg über die Spree zum Deutschen oder zum Pergamonmuseum eilte, stolz erhobenen Hauptes, kahlköpfig – wir sagten „Westentaschen-Mussolini“ – die Stufen zu seinem Institut dort emporsteigend ... Übrigens wohnte am anderen Ende des Kupfergrabens zur Weidendammer Brücke hin seit 1938 der junge Surrealist Mac Zimmermann (aus Stettin): welch Kontrast zum „Denkwebel“ Bäumler! Zimmermann hatte sich aus Begeisterung für die „Dreigroschenoper“ Mac oder Macky genannt. Wir trafen uns über vierzig Jahre später wieder als Mitglieder der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München. – Eine Zufallsbegegnung wieder anderer Art in diesen braunen Jahren sei noch erwähnt. Meinen Weg durch den Lustgarten zur Nationalgalerie kreuzte eines Mittags ein protziger Mercedes-Konvoi, der vor dem Dom hielt, ihm entstieg gewichtig Hermann Göring in weißer Uniform und Fülle, um sich mit seiner zweiten Frau, der Schauspielerin Emmy Sonnemann, trauen zu lassen. Ich sah verwundert Görings Gesicht geschminkt wie zu einer Filmaufnahme. Wir nannten ihn den Erfinder des „schlichten Prunks“.ⁱⁱ

Zurück in die Schulzeit! Wir hatten auf Inselschule einen sogenannten „Gesamtunterricht“, d.h. ein größeres Thema wurde drei bis vier Monate lang von vielen Seiten beleuchtet und wie in einem Seminar durch Schüler-Referate vertieft. Eines Frühjahrs, 1931 wohl, ich war sechzehn, erschien als Hospitant ein Schweizer Studienrat, Dr. [Alfred] Feldmann [(1901-1952)] aus Bern, dessen Bruder [Markus Feldmann (1897-1958)] später Bundesrat (Präsident der Schweiz) wurde. Im Auftrag der Schweizer Regierung bereiste Feldmann deutsche Stätten, an denen fortschrittliche Reformpädagogik praktiziert wurde. Sein Hauptziel war unsere Inselschule, die Schulfarm auf Scharfenberg im Tegeler See. Der Gründer dieses Internats der Stadt Berlin, Wilhelm Blume, war ein Genie im Improvisieren. Als Dr. Feldmann äußerte, er würde das Schulexperiment gerne intensiver studieren, schlug ihm Blume vor, etwa ein Vierteljahr auf der Insel zu bleiben und selbst den ihn faszinierenden Gesamtunterricht für drei gebündelte Klassen (etwa Obertertia, Unter- und Obersekunda) zu übernehmen. Als Thema sei die Schweiz zu wählen, dafür brauche er sich nicht länger vorzubereiten. Und eine Verlängerung seiner Dienstreise seitens der Berner Regierung sei durch entsprechende Gutachten und Anträge

sicher zu erreichen. So geschah es. Der Unterricht wurde nach Blumes Idee seminarmäßig organisiert. Feldmann befragte uns also, für welches der skizzierten Gebiete wir uns im Einzelnen interessierten, um entsprechende Referat zu übernehmen. Natürlich meldete ich mich für die Bildende Kunst. Feldmann fragte, kennst Du denn einen Schweizer Maler? Ich meinte Hans Holbein, der arbeitete doch in Basel. Feldmann darauf: aber Holbein war kein gebürtiger Schweizer, die Familie stammte aus Augsburg. Kennst Du auch einen richtigen Schweizer Künstler? Da erinnerte ich mich an Urs Graf. Feldmann wunderte sich, woher ich den Namen wüßte? Ich berichtete von einem Büchlein über Schweizer Landsknechtskunst. „Aha“, sagte Feldmann, „dann kennst Du vielleicht noch einen Zeitgenossen von Urs Graf, der aber aus Bern stammte, sozusagen mein Landsmann?“. Ich überlegte und dann fiel mir Niklaus Manuel genannt Deutsch ein, den Namen hatte ich mir wegen des Verbindungswortes „genannt“ im Doppelnahmen gemerkt, was ja nahe lag bei unserem entsprechenden Doppelnahmen. Feldmann war verblüfft. „Also, wunderbar, diesen Berner Maler nimmst Du Dir vor“. Es war üblich, sich etwa zwei bis drei Wochen lang intensiv vorzubereiten und dann mit dem Lehrer das Ergebnis zu besprechen. Feldmann schaute fast neidisch, als ich mit zwei Büchern aus Berliner Antiquariaten erschien: mit der ältesten Monographie über Niklaus Manuel gen. Deutsch (oder Aleman) von 1837ⁱⁱⁱ und mit einer neueren Textausgabe für Germanisten usw. von Manuels Reformationsdramen in Bern-Dütsch und Hochdeutsch.^{iv} Feldmann befragte mich nach allen meinen Erkundungen und auch, ob ich Originale des Berner Malers gesehen hätte. Ich antwortete, daß es im Berliner Deutschen Museum kein Gemälde von ihm gäbe, das wüßte ich genau, die seien alle in Basel und Bern. Aber Feldmann meinte, es gäbe doch einige Originale von Manuel Deutsch in Berlin, und zwar Graphische Blätter im Kupferstichkabinett, ob ich die denn nicht gesehen hätte? Nein, antwortete ich: da hab ich mich nicht hineingetraut in meinen kurzen Hosen. Durch die Glastür hätte ich geschaut, aber der holzgetäfelte Studienraum mit den erhöht sitzenden Respekts- und Aufsichtspersonen sei mir so abweisend wie ein Gerichtssaal erschienen. Ich hätte nur die im Vorraum aufgestellten Tischvitrinen mit den Werkzeugen und Instrumenten für Druckgraphik eingehend betrachtet, weil ich damit selbst experimentiert hätte. „Also“, fügte Feldmann abschließend hinzu: „am nächsten freien Samstag treffen wir uns vor dieser Tür des Kupferstichkabinetts oben im Neuen Museum auf der Museumsinsel, denn ein Landsmann von mir, ein jüngerer Berner Kunsthistoriker, ist zur Zeit als Volontär dort tätig und wird uns alles zeigen. So geschah es. Der Volontär war wie Herr Feldmann groß, schlank, etwas bleich, ich glaubte wohl typisch für alle Berner. Ich wurde ihm vorgestellt und er mir genannt, es war Dr. Max Huggler, der spätere Direktor des Berner Kunstmuseums und Mitgründer der Paul-Klee-Stiftung. Ich traf ihn noch einmal in München vor etwa 15 Jahren, kurz vor seinem 90. Geburtstag, als er einen Vortrag im Zentralinstitut für Kunstgeschichte hielt. Ich sagte zu ihm: „Sie haben bewirkt, daß ich mich mit Haut und Haaren der Kunstgeschichte widmete, denn ich wurde sehr verständnisvoll und behutsam nicht nur in die Prozeduren der Benutzung der kostbaren und empfindlichen Blätter des Kupferstichkabinetts eingeführt, sondern auch in die Techniken und Geheimnisse von Handzeichnungen und Druckgraphik, in die ersten Ahnungen von Kennerschaft und Stilnuancen. „Da ich nun einmal in das Allerheiligste der Museumsinsel, wie es mir erschien, eingeführt war, widmete ich viele Wochenend-Samstage und Schulferien dem Privatstudium der Graphik. Manchmal wünschte ich die Schulinsel hinter Tegel mit der Museumsinsel zu vertauschen.

Zunächst kamen die Blätter von Niklaus Manuel-Deutsch an die Reihe, von denen ich einige kopierte, natürlich nur mit Bleistift, dann die von Urs Graf und Tobias Stimmer, dann hatte ich den Wunsch deren große Zeitgenossen kennenzulernen, Dürer vor allem, Grünewald, Cranach, Burgkmair, Altdorfer, Holbein und sofort. Danach ging ich ein wenig rückwärts ins 15. Jahrhundert zu Schongauer, Meister E. S. und zu Einblatt-Holzschnitten usw. Schließlich war ich begierig auf Rembrandts Zeichnungen und Radierungen und in Riesensprüngen eilte ich endlich zu Goya und Daumier. Das Groteske, Kritische und Expressive zog mich stets stark an. Nun suchte ich die Druckgraphik meiner Zeitgenossen. Man erklärte mir, daß die Arbeiten der Modernen nicht im Kupferstichkabinett auf der Museumsinsel gesammelt würden, sondern im ehemaligen Kronprinzenpalais Unter den Linden, der nach 1919 eingerichteten Galerie der Moderne. Ich erhielt ein Empfehlungsschreiben, ich glaube von Friedrich Winkler (dem dann berühmten Verfasser der vielbändigen kritischen Ausgabe der Dürer-Handzeichnungen). Mit diesem Brief, einem Sesam-öffne-Dich, erlaubte man mir den Zutritt zur Sammlung der Zeichnungen und Aquarelle der Künstler des 20. Jahrhunderts bis in die Zeit um 1925/30 im Oberstock des Kronprinzenpalais. Ich bedauerte die Trennung und daß nicht alles auf der Museumsinsel konzentriert war. Aber man wußte, daß die Museen auf der Insel randvoll ausgelastet waren. Die moderne Abteilung der Graphik erschien wie ein Provisorium, aber hier konnte ich doch die Lithographien von Käthe Kollwitz, Blätter der Künstler der „Brücke“ usw. betrachten. Ich hatte also „Blut geleckt“, eine tiefe Begeisterung für die Kunst fieberte in mir und ich war mit siebzehn Jahren wild entschlossen, sollte ich nach dem Abitur die Möglichkeit haben, zu studieren, so müßte es das Studium der Kunstgeschichte sein, gegen alle Ratschläge von Lehrern und Verwandten, die meinten, es handle sich um ein zu kostspieliges Studium und um eine eigentlich nicht kreative Ausbildung in einem Luxusbereich. Ich war damals so jugendlich-naiv, daß ich zur Antwort gab, wenn ich feststellen sollte, die Kunstgeschichte sei unschöpferisch und ein Fach für Snobs, würde ich einmal helfen sie zu zerstören ... Nun, dazu kam es nicht.

Neben den Gängen auf die Museumsinsel besuchte ich auch andere Kunstzentren und Ausstellungen, so die Große Berliner Kunstaussstellung, die der Berliner Sezession, die Ausstellungen der Preußischen Akademie der Künste an Pariser Platz, wo ich noch Max Liebermann und Max Slevogt 1931/32 sah und 1932 das dort ausgestellte Kriegstriptychon von Otto Dix mit Schrecken und Bewunderung inmitten einer aufgewühlten Menge bestaunte, unter der bereits Nazis lauthals protestierten gegen die vermeintliche Herabsetzung deutscher Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs. Ich habe das in meiner autobiographischen Skizze (Reimer Verlag)^v erwähnt und auch, daß ich im gleichen Jahr die letzte große Ausstellung des Werks von Lyonel Feininger (1871-1956) im Kronprinzenpalais sah – und beide Präsentationen als Denkanstoß aufnahm zur Erkenntnis von Stilpluralismus, das heißt von ganz gegensätzlichen stilistischen Äußerungen gleichzeitig schaffender Künstler, worüber ich viel später methodische Überlegungen veröffentlichte (K. Badt-Festschrift 1970 usw.^{vi}).

Nach dem Abitur im Frühjahr 1934 mußte ich, um nach den neuen Verordnungen des Hitler-Regimes studieren zu dürfen, ein halbes Jahr den sogenannten „Freiwilligen Arbeitsdienst“ absolvieren, ehe ich ab November 1934 das Studium an der Berliner Universität beginnen konnte: Kunstgeschichte, Archäologie, Geschichte, Philosophie und anfangs auch noch Literaturwissenschaft. Die ersten zwei Semester waren – wie übrigens

für viele Kommilitonen – etwas enttäuschend: der Ordinarius für Kunstgeschichte A. E. Brinckmann verkörperte in seinen Attitüden nahezu vollkommen den Typus des snobistischen Ästheten, als sollte mir jene abschätzigste Meinung vom Fach bestätigt werden, die mich schon in der Schule abschrecken sollte. Brinckmanns Hauptvorlesung zur Tea-Time wurde wegen des auffälligen Besuchs von Damen der Gesellschaft das „Crêpe-de-Chine-Kolleg“ genannt, zu dem der Matador im knallroten offenen Sportwagen vorfuhr. (Weitere Details erwähnte ich in meiner autobiographischen Skizze [s. Anm. ^v].) Nach dem Sommersemester 1935 wurde A. E. B. (sein populäres Kürzel) nach Frankfurt berufen, besser versetzt, denn damals fand ein bis dahin nur für Diplomaten gebräuchliches Revirement der Kunsthistorikerordinarien auf Weisung der Regierung statt. So kam Geheimrat Wilhelm Pinder von München nach Berlin und mit ihm begann ein neues Kapitel von Studien, auch im Deutschen Museum auf der Insel: die Plastik. Zuvor hatte ich bereits zwei Semester bei Prof. Leopold Giese Vorlesungen über französische Kathedralskulptur gehört, in detailreichen Beschreibungen, die mir neu waren und unter Kollegen süffisant als „Faltenkunstgeschichte“ charakterisiert wurden. Aber ich lernte solide Grundlagen vom Aufbau mittelalterlicher Gewandstatuen. Mit Pinder erschien ein begnadeter Redner, der frei sprechend die deutsche Plastik vom 13. bis zum 16. Jahrhundert in mehreren Vorlesungen dynamisch und einführend verlebendigte. Und wir wurden angehalten, die erst seit 1930 auf der Museumsinsel neu aufgestellten Originale von hoch- und spätgotischen Bildwerken eingehend zu betrachten. Ich betrat hier eine Welt der steinernen und hölzernen Zeugen des hohen und späten Mittelalters, die mich nie mehr loslassen sollte. Damals kulminierte die deutsche Kunstgeschichte in der Beschäftigung mit dem neugeprägten Begriff einer Staufischen Kunst, indem ein nationalromantischer Ton mitklang.

Parallel dazu fanden Übungen unter der Leitung von Friedrich Kriegbaum vor Werken der italienischen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts im Kaiser-Friedrich-Museum statt. Unvergessen sind seine Erörterungen vor der umstrittenen Flora-Büste, die gerne Leonardo zugeschrieben, aber auch als echt bezweifelt wurde¹⁹. Und nie löschte sich in meiner Vorstellung die Analyse des großen Tafelwerks von Signorelli mit dem thronenden Gott Pan und den ihn begleitenden Aktfiguren, jenem leider im letzten Krieg verlorenen Gemälde, ein wichtiges kulturgeschichtliches Dokument der paganen Seite der italienischen Renaissance. Überhaupt die Italiener und die Niederländer, diese beiden großen Gemäldeabteilungen, die in erster Linie der Direktion und Generaldirektion von Wilhelm von Bode verdankt wurden, dessen Tod im Jahre 1929 Anlaß war, seine Bedeutung für die Berliner Museen zu würdigen, was mir als Schüler lebhaft im Gedächtnis haften blieb. In einem der damaligen Presseberichte wurde auch betont, daß Bode 1913, als das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig eingeweiht wurde, vor er darin zum Ausdruck kommenden „deutschen Großmannssucht“ – wie er formulierte – eindringlich gewarnt habe. Den zyklischen, klotzigen Bau mit den archaisierenden Monumentalskulpturen Franz Metzners fand Bode übertrieben-gefährlich in ihrem dumpfen Auftrumpfen. Als

¹⁹ Gemeint ist: Angenommen wird, dass es sich bei der Büste um eine Fälschung des 19. Jahrhunderts handelt.

ein Jahr nach Bodes Tod die seit 1907 geplanten Neubauten von Messel und Ludwig Hoffmann 1930 eingeweiht wurden, warf man nun – neben Lob und Stolz – den Bauten vor, daß sie zu „wilhelminisch-pathetisch“ ausgefallen seien. Die Kritik von links wurde, wenn ich mich nicht irre, von Adolf Behne angeführt, dem Kritiker, der auch in der „Roten Fahne“ publizierte. Bode wurde uns aber früh als Kenner der Kunst Rembrandts gerühmt und an seine Seite trat der Gemäldeforscher Max J. Friedländer, beide später legendäre Museumsleiter, die zugleich große Wissenschaftler waren. Etwas blaß wirkte dagegen der längere Zeit als Privatdozent an der Universität Berlin wirkende Hans Kaufmann, später Professor in Köln, nach dem Krieg wieder in Berlin, der uns Anfänger in die Kunst Rembrandts einführte, sowohl in Vorlesungen und Übungen, als auch in wenigen Führungen vor den Rembrandtgemälden des Kaiser-Friedrich-Museums. Rembrandts Doppelbildnis des Mennonitenpriesters Anslo und seiner Frau (unter den Studierenden despektierlich „Witwentröster“ genannt, weil die Frau, auf die er einredet, ziemlich weinerlich aussieht ...) und natürlich das Bildnis des „Mannes mit dem Goldhelm“ (wenn auch in jüngerer Zeit dem Maler abgesprochen) machten einen tiefen Eindruck auf den Anfänger. Übrigens fielen mir zwei andere Dinge bei den wiederholten Gängen durch das Kaiser-Friedrich-Museum auf: Wilhelm von Bodes Konzept der Zusammenstellung von Gemälden, Skulpturen, auch Kleinbronzen, geschnitzten Sesseln und Truhen, zeitgenössischen Rahmen etc., um die Atmosphäre kostbarer Innenräume der italienischen Renaissance oder des niederländischen Barockzeitalters beinahe Bühnenbildartig zu inszenieren. Man hat vielenorts diese Art der musealen Interieurgestaltung mit zeitgleichen Dekorationsobjekten des Kunsthandwerks nachgeahmt – bis zu Lenbachs entsprechenden Palais- und Ausstellungseinrichtungen und bis zum Neuvenezianischen Palast des Isabella-Stuart-Gardner-Museums in Boston, um nur zwei Beispiele zu nennen. Als man nach Bodes Ausscheiden das Deutsche Museum auf der Insel einrichtete, hat man auf solche Arrangements verzichtet. Es war die Phase der Neuen Sachlichkeit angebrochen.

Das Zweite, was mir damals auffiel im Kaiser-Friedrich-Museum, in dem noch der Geist Bodes wehte, waren die in einem Durchgang bei den Niederländern hinter Glas und Rahmen aufgehängten Großfotos in bräunlichen Drucken von den Tafeln des Genter Altars der Brüder Van Eyck, die als Wiedergutmachung für die Verletzung der belgischen Neutralität 1914 nach Kriegsende an den Ursprungsort Gent ausgeliefert werden mußten, obwohl sie fast hundert Jahre rechtmäßiger Besitz des Berliner Museums waren, nämlich schon 1821 mit der Sammlung des damals in Berlin ansässigen englischen Kaufmanns Edward Solly angekauft.

Und schließlich gab es sozusagen Höhlen und Nischen voller Überraschungen in den Schatzhäusern der Museumsinsel. Die eine, das Kupferstichkabinett hatte ich ja schon als Schüler, wie berichtet, kennengelernt. Eines Tages führte mich nun ein von den Expressionisten begeisterter Kunstschüler in die Nebenräume des Ägyptischen Museums im Neuen Museum. Zuvor war ich immer zur berühmten, erst seit 1925 ausgestellten Kalksteinbüste der Nofretete gewandert, die ich natürlich bewunderte und in der man seinerzeit allgemein erstaunt ein durchaus modisches Schönheitsideal sah, ein wenig vergleichbar der sportlichen Erscheinung der Bildhauerin Renée Sintenis, die ich als Student im Café-Restaurant „Die Insel“ in Schöneberg heimlich wohlgefällig betrachten konnte, in jenem Künstlerlokal mit den Glastischen, auf die Willy Jaeckel, E. R. [Emil

Rudolf] Weiß und seine Frau, die Sintenis, gelegentlich Skizzen warfen, d.h. mit Kreide oder Kohle direkt auf die leicht angerauhten, durchleuchteten Glasplatten ... Da saß also manchmal die zeitgenössische Schwester der Nofretete ... Jetzt aber führte mich der Kirchner- und Pechstein-Fan in die Wunderkammern mit den ägyptischen Mumienporträts aus Fajum. Erstaunlich anspringend waren die großen tiefdunklen Blicke aus dem Jenseits und man wurde nicht müde, zu erklären, daß diese spätägyptischen Bildnisse Verstorbener lange unbeachtet blieben und erst in neuerer Zeit – eben in der Epoche des Expressionismus – in ihrer stillen Ausdruckskraft wiederentdeckt wurden. Kenner fragten sich, ob Jawlensky sie gesehen hätte.

Eine völlig andere Sonderabteilung, in die man sich als sehr junger Mensch zunächst genausowenig hineintraut, wie in den Studiensaal des Kupferstichkabinetts, war das Münzkabinett im Kaiser-Friedrich-Museum. Hier hatte nun ein entfernter Verwandter meiner Mutter (aus der Sippe der Schultze-Rhonhof) die Leitung, Dr. Arthur Suhle, der mir auf ihren Fingerzeig hin eine kleine Einführung in sein Reich gab. Aber da er merkte, daß ich wohl kein zukünftiger Numismatiker werden wollte, machte er seine Erklärung etwas beiläufig, so daß sie mich nicht besonders fesselten. Für die antiken Münzen hatte ich damals tatsächlich wenig Sinn, nur für die Goldprägungen, weil sie so schön glänzten. Dann aber erwachte meine Aufmerksamkeit plötzlich als die Schaukästen mit den Renaissance-Medaillen an die Reihe kamen. Sowohl die italienischen (Pisanello war ein Zauberwort), als auch die Nürnberger der Dürerzeit forderten meine genaue Betrachtung. Hier erkannte ich den Gleichklang mit der entsprechenden Druckgraphik. Deshalb suchte ich diese Vitrinen mit den Bronzemedailles des späten 15. und des 16. Jahrhunderts auch später immer wieder gerne auf, auch ohne die leicht gequälte Anleitung des Direktors der Aberhunderttausende von Metallgeld und Schaumünzen. Die Nürnberger Medaillen rückte ich in der Vorstellung neben Dürers Bildnisse, vor allem neben den weißhaarigen Patrizier Hieronymus Holzschuher.

Während des Studiums wurden die Museumsbesuche zur Pflicht. Das zentrale architektonische Ereignis war der riesige Oberlichtsaal des Pergamonaltars mit der großen Freitreppe und den Relieffriesen. Hier lernten wir höchst anschaulich vor den kämpfenden Göttern und Giganten den Begriff eines „hellenistischen Barock“ im Rahmen der Archäologiestudien, die zunächst im Alten Museum chronologisch bei den Glanzstücken der spätarchaischen und klassischen Skulptur der Griechen begannen, vor der erst 1925 erworbenen altattischen Frauenstatue mit dem Granatapfel, wohl einer Aphrodite wie die berühmte Thronende Göttin, in der sich der Übergang von der Spätarchaik zur Frühklassik zu regen beginnt, und, ebenso unvergessen die zarte Mädchen-Stele mit der Schmuckdose klassischer Zeit. Wir hatten noch das Glück, von Carl Blümel in die altgriechische Bildhauertechnik eingeführt zu werden. Aber die großen Linien der antiken Kunst erläuterte Gerhard Rodenwaldt, Ordinarius für Archäologie an der Universität und Präsident des Reichsinstituts, sozusagen auch Herr aller deutschen Grabungen. Seine Vorlesungen waren ein besonderer Genuß, denn seine freie Rede war immer völlig druckreif, worüber wir staunten und er beschloß auch jede Vorlesungsstunde pünktlich mit einer abrundenden Formulierung. Er verkörperte das Ideal eines modernen Klassizisten. Sein Institut lag im rückwärtigen Obergeschoß der Universität zur Dorotheenstraße hin im Dachstock darüber befand sich die Gipsabgußsammlung, eine willkommene Ergänzung der originalen Antiken auf der Museumsinsel im Alten, im Neuen und

im Pergamonmuseum. Während meiner mündlichen Doktorprüfung in Archäologie in Rodenwaldts Direktorzimmer öffnete er zu meiner Überraschung hinter seinem Schreibtisch eine Tapetentür und stieg mit mir eine schmale Wendeltreppe in den Gipssaal hinauf, wo er die Prüfung vor den Abgüssen fortsetzte. Das war ein unerwarteter Effekt, über dessen Wirkung auf mich Kandidaten Rodenwaldt fein lächelte. Nachdem ich etwa vier Bildwerke bestimmt hatte, stiegen wir wieder in sein Büro hinab. Hier fragte er mich, ob ich nach meinen Ausgrabungen für die Dissertation an märkischen Backsteinruinen, die er interessiert begutachtet hätte, nicht Lust verspürte, eine archäologische Grabung mitzumachen. Ich war verblüfft. Er hatte gehört, daß ich eine Balkanreise vorhätte, da würde es doch passen, ein paar Wochen in Olympia mitzuarbeiten. Ich fand dieses Angebot, als Volontär in Olympia mitgraben zu dürfen, fast märchenhaft. Im Geiste sah ich schon Tempelfragmente aus der Erde auftauchen, wie sie im Pergamonmuseum säuberlich präpariert ausgestellt waren. Aber der Kriegsausbruch verhinderte den Plan.

Frühe Besuche galten auch der Nationalgalerie. Sie stellte einen Solitär auf der Museumsinsel dar, denn sie war nicht mit den anderen Bauten verbunden, hatte ihren eigenen Ehrenhof mit Säulengängen und gehörte auch verwaltungstechnisch nicht zum Komplex der übrigen Staatlichen Museen. Sie war in gewisser Weise das Berliner Gegenstück zur bayerischen Walhalla und vermutlich auch mit diesem Hintergedanken von den Schinkelschülern Stüler und Strack um 1860 errichtet worden. Die Gründungsidee ging auf König Friedrich-Wilhelm IV. zurück, dessen Reiterdenkmal vor dem Hauptgiebelfront auf steilem Architekturpodest aufragt, eine Kombination von monarchischem Gedächtnismonument und Kunstmuseum, das dem Fürsten seine Errichtung verdankt. (Entsprechend wurde ein Reiterdenkmal für Kaiser Friedrich auf der Brücke vor dem Kaiser-Friedrich-Museum – und das des Prinzregenten Luitpold vor dem Bayerischen Nationalmuseum in München angeordnet.) Den hochgesockelten Tempel der Kunst des 19. Jahrhunderts, der heute Alten Nationalgalerie, betrat man etwas scheu, wie ich mich erinnere. Man überwand aber die anfängliche Distanz, wenn man die Treppen und die Treppenhausbilder hinter sich gelassen hatte. Mich zog es zu den Romantikern und dann zu Blechen und Menzel. Mein Jugend- und Studienfreund Mathias Goeritz, später Professor an der Universität Mexico und Allroundkünstler, dem die Berliner Akademie der Künste nach seinem Tod 1990 eine großartige Gedächtnisausstellung – als ihrem ehemaligen Mitglied – ausgerichtet hatte, Goeritz also machte mich mit Paul Ortwin Rave bekannt, Rave, Kustos an der Nationalgalerie, galt als Wiederentdecker Blechens und betreute Goeritz bei seiner kunsthistorischen Dissertation über den sächsischen Maler Ferdinand von Rayski (1806-1890). Das Rayski-Buch von Goeritz erschien noch im Krieg und ist Basis der Rayski-Forschung.²⁰ Wir bewunderten gemeinsam Rayskis frisches Bildnis des jungen Haubold von Einsiedel. Aber mich zog bald noch stärker Rodin an. Wilhelm Pinder, so sehr wir seine Deutungen älterer Plastik bewunderten,

²⁰ Mathias Goeritz: Ferdinand von Rayski und die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1942. Ein Exemplar der Dissertation befindet sich in der „Sammlung J. A. Schmollgen. Eisenwerth“ in der Universitätsbibliothek Paderborn.

vom Mittelalter bis zum Barock und sogar bis zu seinen expressiven Äußerungen zu Kolbe und Barlach, so sehr zweifelte ich an seiner Kritik an Auguste Rodin. Hier sprach er mehr im Sinn von Adolf von Hildebrands Bildhauertheorie und als Generationsgenosse der Expressionisten (wie übrigens ähnlich Henry Kahnweiler, Picassos Kunsthändler) nämlich vom Verfall der Plastik, vom Überhandnehmen des Malerischen, von der Unfähigkeit, noch Volumenplastik zu gestalten. Die Nationalgalerie besaß einige wenige Werke Rodins, Bronzen, die zum Teil mit Hilfe Max Liebermanns erworben worden waren wie „Das Eherne Zeitalter“, diesen Jüngling an der Schwelle eines neuen schmerzlichen Bewußtseins, sodann die stolze Büste seines Bildhauerkollegen Jules Dalou und eine mittelgroße Ausführung des „Penseur“, des Denkers aus der „Höllenspforte“ von 1880. Besonders diese Figur umkreiste ich geradezu, um die geballte Kraft des gebeugt hockenden Grüblers bestätigt zu finden. Da war nichts von malerischem Zerfließen. Aus diesem Widerspruch, den ich zunächst für mich behielt, entwickelte sich Jahre danach – und nach erneuter Begegnung mit dem Werk Rodins in Dresden und Paris – damals nicht in München – meine Habilitationsschrift²¹ und weitere Texte zu Rodin. Die drei Bronzen der Berliner Nationalgalerie gaben mir aber den ersten Anstoß zur intensiven Beschäftigung mit dem bedeutenden französischen Bildhauer. Rodins „Ehernes Zeitalter“ hat mich immer wieder beschäftigt. Schließlich konnte ich im Rahmen einer Tagung im Berliner Wissenschaftskolleg, die sich unter der Leitung des Historikers Reinhart Koselleck mit Idee und Gestalt der Kriegerdenkmäler des 19. und 20. Jahrhunderts auseinandersetzte, im heißen Sommer 1989, ein Referat halten über die Entstehung von Rodins Jünglingsfigur im Zusammenhang mit Entwürfen zu französischen Soldaten-Ehrenmalen nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71, also nach der damals schockierenden Niederlage der Jugend Frankreichs^{vii}. Rodin ging von dieser Situation aus, fand aber eine Lösung, die weit darüber hinausgriff, nämlich zur Darstellung der Menschheit an der Schwelle eines neuen Zeitalters von „Blut und Eisen“ (um Bismarcks Wort zu zitieren), einer neuen technischen Eisenzeit der Industrie und überhaupt einer neuen Bewußtseinsstufe, die, aus Betäubung und Schmerzen erwachend, wahrgenommen wird. Das Exemplar des „Ehernen Zeitalters“ – „L'Age d'airain“ – der Berliner Nationalgalerie stand für mich am Beginn dieses Erkenntnisweges.

Daß man Rodins Plastik um 1920-30 zur Moderne rechnen konnte, erwies sich darin, daß man sein „Ehernes Zeitalter“ in jenen Jahren aus der alten Nationalgalerie in die Galerie des begonnenen 20. Jahrhunderts, das Kronprinzenpalais überstellte. Dieses Zweigmuseum der Nationalgalerie für die Moderne durfte damals getrost zur Museumsinsel gerechnet werden – wie das Zeughaus – als Dependancen jenseits der Spree am Anfang der „Linden“. Immer häufiger suchte ich dort die zeitgenössische Kunst auf, bewunderte Paul Klees „Goldfisch“, Rudolf Bellings „Dreiklang“, Matarés „Kleinen Stier“ aus poliertem Holz, den wir nach 1960 zusammen mit einem Bronzeexemplar von

²¹ J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Auguste Rodin – Zur Werkentwicklung und Deutung. Habilitationsschrift, Technische Hochschule Darmstadt, Mai 1950. Mschr. Ungedruckt. Das zweibändige Abgabeexemplar befindet sich in der „Sammlung J. A. Schmoll gen. Eisenwerth“ in der Universitätsbibliothek Paderborn.

Bellings „Dreiklang“ im Saarlandmuseum Saarbrücken wiedersahen. Matarés „Kleiner Stier“ von 1924 und Bellings „Dreiklang“ von 1919, im Mittelpunkt seiner ersten Einzelausstellung, die ihm Justi 1925 in der Berliner Nationalgalerie ausrichtete und den die Nazis in die Schandausstellung der „Entarteten Kunst“ stellten, das waren Zeugnisse der Modernität aus Berlins Nationalgalerie und Kronprinzenpalais von 1933. Mich beeindruckten in jenen letzten Jahren der Weimarer Republik Noldes glühende altarähnliche Leinwandbildgruppen zum Leben Jesu, die Bilder der Meister der „Brücke“ und Feiningers Architektur- und Segelbootgemälde. Ich erlebte sogar Feiningers letzte große Berliner Ausstellung im Kronprinzenpalais. Da ich einen Wärter kannte, ließ man mich heimlich ein, als noch gehängt wurde. Ich huschte von Saal zu Saal und bemerkte plötzlich Feininger selbst sinnend vor einer Wand mit seinen „Kristallkompositionen“ stehend. Ich hatte ein kleines Skizzenbuch bei mir und kritzelte rasch das Profil des Meisters aufs Papier. Das war 1932. Fünf Jahre später überrollte die Katastrophe der NS-Ideologie und Kunstpolitik mit der Welle der „Entarteten Kunst“ die Museen, zumal die mit moderner Kunst. Ich war bereits im dritten Jahr Student, als ich zufällig Zeuge wurde, wie die leitenden Herren von Nationalgalerie und Kronprinzenpalais nach dem Zusammenstoß mit der sogenannten Säuberungskommission (Baudissin, Adolf Ziegler, Eberlein, Willrich usw.) aus ihren Büros protestierend – wie Kapitäne, die ihre Brücke verlassen – auf die Straße gingen und im Kunsthistorischen Institut der Universität in der sogenannten Kommode, seitlich gegenüber der Staatsoper, bei Geheimrat Pinder Trost suchten. Eberhard Hanfstaengl, Alfred Hentzen konnte ich identifizieren. Es war der Augenblick des entscheidenden Trennungsschnitts, bis hierher und nicht weiter! Justi, Waetzoldt und Friedländer waren schon zuvor entlassen worden. Im Juli 1937 wurde das Kronprinzenpalais geschlossen. Hanfstaengel hatte noch versucht, das Schiff über die Klippen zu steuern. Seine Tochter Erika studierte mit uns in Pinders Seminar und so ergaben sich Begegnungen. Paul Ortwin Rave blieb als getreuer Eckart im Amt unter großen Schwierigkeiten. Auch ihn traf ich in den fünfziger Jahren wieder, als er einen Gastvortrag über Schinkel an der Universität Saarbrücken hielt. Wir sprachen von den aufgeregten und grauenhaften Zeiten. Und er verfolgte sogar in Saarbrücken Berliner Baugeschichte, der einst westlichsten Industriestadt Preußens. Das Casinogebäude, das um 1948 zum Saarländischen Landtag ausgebaut wurde, stammte als Frühwerk in der Schinkel–Stüler–Nachfolge vom späteren Erbauer des Berliner protestantischen Doms auf der Museums- und Schloßinsel Julius Raschdorff.

Als ich nach dem Krieg 1946 erstmals wieder nach Berlin kam und humpelnd durch die einst vertrauten Innenstadtstraßen die entsetzlichen Zerstörungen des Bombenkriegs erlebte, schien die Museumsinsel halbzertrümmert dem Verfall preisgegeben. Doch regte sich bekanntlich ein zäher Wille, die Schätze zu bergen und die Schatzhäuser zunächst notdürftig zu reparieren. Nun wurde Dahlem als vorläufiger Hort und Standort der geretteten Werke im Westteil Berlin gepflegt, aber es blieb doch immer nur eine Notlösung. Als ich in den späteren fünfziger Jahren im Zuge meiner Studien zur lothringischen Skulptur des 14. Jahrhunderts^{viii} Zugang zur Museumsinsel fand, traf ich den damaligen Leiter der Skulpturensammlung Heino Maedebach (später Direktor der Kunstsammlungen auf der Veste Coburg) und wurde von ihm über die Kriegsverluste unterrichtet, z.B. von der Zerstörung einer mir interessant erschienenen Steinmadonna des 14. Jahrhunderts aus Maursmünster im Elsaß mit offensichtlich lothringischen

Zügen) und über Kriegsbeschädigungen, etwa an der Niklaus Gerhaert von Leyden wohl zu Unrecht zugeschriebenen steinernen Anna-Selbdritt-Gruppe. Man arbeitete sich von Stück zu Stück langsam vor und ich fand später die „Urmadonna“ der lothringischen Steinmarien des frühen 14. Jahrhunderts im Depot der Skulpturensammlung von Dahlem, wo erst Peter Metz, dann Peter Bloch und dann Hartmut Krohm leitend und forschend wirkten und wirken. Die Rückführung ins Bode-Museum auf die Museumsinsel wird die Skulpturensammlung hoffentlich einmal wieder im alten Glanz in angestammten Räumlichkeiten erstrahlen lassen.

1946 wanderte ich auch durch den Trümmerplatz des Lustgartens zum Schloß. Die Ruine sah noch stattlich aus und zu meiner Freude konnte ich eines Abends im weitgehend noch fassadenintakten Schlüterhof ein Konzert hören. Auf dem provisorischen Bretterpodest für die Musiker erschien auch die berühmte Sängerin Erna Sack und die Klänge des Ensembles verklärten für einige Zeit den geschundenen Ort. Ich erinnerte mich dabei an einen Glanzakt in den unteren Schloßräumen, als dort das Kunstgewerbemuseum 1935 den Welfenschatz präsentierte. Die kostbaren Reliquienbehälter, Tragaltäre, Kreuze und das große Kuppelreliquiar vor allem, soweit sie für Deutschland gesichert werden konnten, wurden von den Nazis in einer pathetischen Geste wie ein wiedergefundener Nibelungenhort den Deutschen vorgeführt. Natürlich war es wunderbar, diesen Schatz vor dem Verkauf ins Ausland (wohin schon einige wenige Objekte gelangt waren) für Deutschland gesichert zu haben, aber schon hörte man unmißverständlich die Trommeln der von Bode einst gerügten „deutschen Großmannssucht“. Das Berliner Stadtschloß durfte man damals, als dort der Welfenschatz mit den übrigen Sammlungen des Kunstgewerbemuseums und mit den seit 1919 dazugekommenen wertvoll dekorierten Repräsentationsräumen der Schloßes getrost zur Museumsinsel rechnen. Und vielleicht wird es ja auch wieder in neuer Form deren Teil. Denn das Schloß war bis zum Krieg 1939/45 ein großartiges Museum für Kunsthandwerk. Man könnte es dort wieder ansiedeln und sogar daran denken, in diesem Komplex die heimatlos gewordene „Berlinische Galerie“, die Gründung des unvergessenen Eberhard Roters, dort würdig einzurichten. Das sind Visionen eines alten Berliners ...

Rückkehr eines Berliners

Von Sebastian Preuss

Es waren zwei kostbare, unvergessliche Stunden, und der Beifall wollte schier nicht enden, als Josef Schmoll gen. Eisenwerth in der Rotunde des Alten Museums

Es waren zwei kostbare, unvergessliche Stunden, und der Beifall wollte schier nicht enden, als Josef Schmoll gen. Eisenwerth in der Rotunde des Alten Museums mit seinen Erinnerungen an das Vorkriegsberlin schloss. Der heute 87-jährige Kunsthistoriker, der nach 1945 in Darmstadt und Saarbrücken, seit 1966 dann in München lehrte, war zurück in seine Heimatstadt gekommen und erweckte in seiner Erzählung ein farbiges Panorama von der Kunststadt Berlin in ihrer größten Zeit. Berliner können in der Diaspora alles verlieren, aber nicht ihren trockenen Witz. So auch dieser Heimkehrer, der seine Erinnerungen mit fester Stimme und erstaunlicher Vitalität vortrug und sein Publikum von der ersten bis zur letzten Minute bannte. Schmolls Erinnerungen, die vor allem in ihrer Privatheit so fesselten, kreisten um die Museumsinsel. Sie war schon für den Halbwüchsigen eine "Insel der Seligkeit", die er endlos durchstreifte und bald jedes Gemälde und jede Skulptur in- und auswendig kannte. Schmolls zweites glückliches Eiland war die Insel Scharfenberg im Tegeler See, wo er die fortschrittlichste Reformschule der Weimarer Republik besuchte. Kunstsinnige Lehrer brachten ihn schon früh zu intensiven Studien auf der Museumsinsel. Noch als Schüler drang er in die inneren Nischen und Höhlen der Schatzhäuser vor, berauschte sich an den Altdeutschen im Kupferstichkabinett, an entlegenen Skulpturen bei den Ägyptern oder den Renaissance-Medaillen in der Münzsammlung. Ein Erweckungserlebnis war das Kronprinzenpalais, wo Ludwig Justi die Moderne propagierte. Später, schon als Student, erlebte er hautnah mit, wie die Kuratoren der modernen Sammlung im Bildersturm der "Entarteten Kunst" Trost und Zuflucht beim Großmeister Wilhelm Pinder suchten. Im den Labyrinthen des einzigartigen Berliner Kunstkosmos konnte, wer es wollte, zum überragenden Kenner und universalen Gelehrten werden - das hat Schmoll, der im Mittelalter ebenso zu Hause ist wie er sein Fach bahnbrechend für die Moderne öffnete, bewiesen wie kein Zweiter. Schöner als dieser große Kunsthistoriker hat bislang noch niemand demonstriert, warum die Wiederherstellung der Museumsinsel oberstes Ziel aller Kulturpolitik sein muss.

-
- ⁱ Dietmar Haubfleisch: Schulfarm Insel Scharfenberg (2 Teile) – in der Reihe „Studien zur Bildungsreform“. Hrsg. von Wolfgang Keim. Frankfurt am Main [u.a.] 2001.
 - ⁱⁱ Die Berliner witzelten in den braunen Jahren: Wer sind die drei größten Erfinder? Hitler, der Erfinder des freiwilligen Zwangs; Göring, der Erfinder des schlichten Prunks; und Goebbels, der Erfinder der subjektiven Wahrheit.
 - ⁱⁱⁱ Carl Grüneisen: Niklaus Manuel (gen. Deutsch) (1484-1530), Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im 16. Jahrhundert. Stuttgart 1837.
 - ^{iv} Niklaus Manuels Spiel evangelischer Freiheit. „Die Totenfresser, Vom Papst und seiner Priesterschaft“ 1523. – Zum erstenmal nach der einzigen Handschrift hrsg. und eingeleitet von Ferdinand Vetter. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 16). Leipzig 1923. [Anm.: Der Band befindet sich in der „Sammlung J. A. Schmoll gen. Eisenwerth“ in der Universitätsbibliothek Paderborn und ist digitalisiert: Universitätsbibliothek Paderborn 2019: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:1-47295>.]

-
- v Kunsthistoriker in eigener Sache. Zehn autobiographische Skizzen. Hrsg. von Martina Sitt. Mit einer Einleitung von Heinrich Dilly. Berlin 1990, S. 274-298.
- vi Verf.: Stilpluralismus statt Einheitszwang. Zur Kritik der Stilepochen-Kunstgeschichte. In: Argo. Festschrift für Kurt Badt zu seinem 80. Geburtstag am 3. März 1970. Hrsg. von Martin Gosebruch und Lorenz Dittmann. Köln 1970, S. 77-95 [Digitalisat: Universitätsbibliothek Paderborn 2019: <https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-37421>]; wieder in: Beiträge zum Problem des Stilpluralismus. [J. A. Schmoll gen. zum 60. Geburtstag gewidmet]. Hrsg. von Werner Hager und Norbert Knopp. München 1977 (Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, 38), S. 9-19 [Digitalisat: Universitätsbibliothek Paderborn 2019: <https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-37660>]; wieder in: J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Epochen Grenzen und Kontinuität. Studien zur Kunstgeschichte. Hrsg. von Winfried Nerdinger und Dietrich Schubert [zum 70. Geburtstag des Autors], München 1985, S. 11-30; wieder in: Stilepoche. Theorie und Diskussion. Eine interdisziplinäre Anthologie von Winckelmann bis heute. Hrsg. von Peter Por und Sandor Radnoti. Frankfurt am Main [u.a.] 1990, S. 639-664.
- vii Verf.: Rodins „Ehernes Zeitalter“ und die Problematik französischer Kriegerdenkmäler nach 1871. In: Der politische Totenkult – Kriegerdenkmäler in der Moderne. Hrsg. von Reinhard Koselleck und Michael Jeismann. München 1994, S. 223-247.
- viii Verf.: Die lothringische Skulptur des 14. Jahrhunderts, ihre Voraussetzungen in der Bildnerie der Südchampagne und ihre Beziehungen zur Skulptur der an Lothringen grenzenden Gebiete (ca. 1280-1380). – In Druckvorbereitung 2003. – [Anm.: Der Band ist erscheinen als: J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Die lothringische Skulptur des 14. Jahrhunderts. Ihre Voraussetzungen in der Südchampagne und ihre außerlothringischen Beziehungen. Unter Mitarbeit von Ilse Paula Dolinschek, Andreas Köstler und Helga Schmoll gen. Eisenwerth. Petersberg 2005 (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, 29).]